Vergeſſene Geſchichten.

Aus

dem Actenſtoße eines alten Juriſten.

Vom

Verfaſſer der „neuen Deutſchen Zeitbilder".

Illuſtrirt von Ludwig Löffler.

Inhalt:

An der ruſſiſchen Grenze.
Eine Hochzeits-Einladung.
Alte Erinnerungen.

Berlin 1859.
Verlag von A. Hofmann & Comp.

Universitäts-
München
Bibliothek

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

An der Ruſſiſchen Grenze.

Ein Lebensbild.

Die Ruſſiſche Regierung beſchäftigt ſich in neuerer Zeit gründlich und energiſch mit Verbeſſerungen im Innern des Landes. Es thut das wahrlich Noth. Beſonders hinſichtlich des Beamtenſtandes, von deſſen bisheriger Beſtechlichkeit, Eigenmächtigkeit und völliger innerer Verderbtheit man, trotz aller darüber circulirender Anecdoten, im Auslande ſich keine nur halb an die Wirklichkeit heranreichende Vorſtellung machen kann. Dem milden Scepter Alexanders des Erſten war hier keine Beſſerung gelungen; auch nicht dem ſtrengen, energiſchen Regimente des Kaiſers Nicolaus, wiewohl es jene von der Ruſſiſchen Beamtenwelt nach alter Tradition ſo ſehr gefürchtete Dauer von mehr als fünfundzwanzig Jahren erreichte. Mögen die Bemühungen Alexanders des Zweiten von einem beſſern Erfolge begleitet ſein.

Wie sehr dies Noth thue, das mag unter anderen auch die nachfolgende Begebenheit beweisen, die ich treu der Mittheilung eines Freundes nacherzähle. Mein Freund hatte früher längere Zeit den Posten eines Preußischen Kreis-Justizrathes, nämlich eines Dirigenten einer „Kreis-Justizcommission", an der Russischen Grenze bekleidet. Solche Kreis-Justizcommissionen bestanden früher in der Provinz Preußen als ständige Commissionen der Oberlandesgerichte für Criminaluntersuchungen, und gewisse Civilsachen in einem größeren Umkreise des Departements.

Ich führe meinen Freund selbst erzählend ein.

In der Nähe der Kreisstadt lebte ein Dorfschullehrer. Er war ein braver, stiller, bescheidener Mann, der seine Sachen verstand und noch etwas mehr. Dieses Mehr hatte mich mit ihm bekannt gemacht.

Schaller war sein Name. Er war ein tüchtig gebildeter Lehrer, der zwar nicht ein Handwerk, um ihn auf seiner dürftigen Stelle zu ernähren, aber dafür etwas Anderes verstand. Er hatte ein ausgezeichnetes Sprachentalent. Deutscher von Geburt, hatte er Litthauisch, Polnisch und gar Russisch gelernt; er sprach alle diese drei Sprachen geläufig; Litthauisch und Polnisch schrieb er zugleich gewandt. Er wurde daher vielfach von den Dorfgerichten und Schulzen der Gegend gegen Vergütung als Dolmetscher und Schreiber gebraucht, so daß er nicht Gefahr lief, in seiner engen Schullehrerwohnung mit seiner Familie zu verhungern. Auch ich gebrauchte ihn oft bei der Kreis-Justizcommission zur Aushülfe als Dolmetscher und Protokollführer, wozu ich ihn ein für allemal vereidigt hatte. Er war ein Mann von ungefähr fünfundvierzig Jahren. Er hatte eine brave hübsche Frau und drei nicht minder hübsche Kinder.

Eines Tages kam er in großer Freude zu mir. Ein älterer Verwandter von ihm, gleichfalls Schullehrer, war schon vor vielen Jahren nach Rußland gegangen, um dort ein besseres Glück zu suchen, als er in seiner Heimath zu finden hoffen durfte!

Der Mann hatte nie wieder etwas von sich hören lassen. Auf einmal hatte jetzt der Schullehrer Schaller durch den Landrath des Kreises die Nachricht erhalten, daß sein Verwandter in einem Städtchen Großlitthauens, nicht weit von der Kurischen Grenze, als Schulmeister gestorben sei, und zwar in der That nicht aus Hunger, indem derselbe vielmehr sich einiges Vermögen erworben, und davon ihm, dem Neffen, hundert Silberrubel vermacht habe. Das Geld sei an den Oberklud-

zweit von Michailowicz in Dagutzen geschickt, von dem er es sich selbst abholen könne oder müsse.

Oberkludzweit ist oder war wenigstens damals ein höherer Polizeibeamter; er ressortirte von dem betreffenden Bezirksgerichte, welches zugleich Justiz und Polizei verwaltete. Dagutzen ist ein kleines Dörfchen mit einem kaiserlichen Krongute (Amte) nicht weit von der Preußischen Grenze. Der Oberkludzweit in Dagutzen ressortirte von dem Landesgerichte in Rossainen (Ro Sienna). Er war zugleich Verwalter des Amts zu Dagutzen; er wurde deshalb gewöhnlich der Amtmann titulirt. Der Amtmann von Michailowicz war vor einigen Jahren aus dem Innern des Reichs hergekommen. Er war ein Russe. Es hieß von ihm, daß er ein ordentlicher Mann sei; Niemand wußte wenigstens von ihm Grausamkeiten oder auch nur besonders bekannt gewordene Eigenmächtigkeiten zu erzählen. Um gewöhnliche Dinge der Art bekümmerte man sich natürlich nicht.

Hundert Silberrubel! Mehr als hundert Preußische Thaler! Ein Capital für einen armen Dorfschulmeister Litthauens! Der gute Schaller war der glücklichste Mensch von der Welt. Er tauschte nicht mit dem Präceptor des Kirchdorfs.

Er hatte von dem Landrathe schon die zum Ueberschreiten der Russischen Grenze für eine Entfernung von zwei Meilen und einen Zeitraum von drei Tagen erforderliche, aber auch ausreichende Legitimationskarte erhalten, und wollte am nächsten Tage die kleine Reise nach Dagutzen über Tauroggen antreten.

Sie sollte für ihn eine sehr lange Reise werden.

Es waren acht bis zehn Tage vergangen, als die Frau des Schullehrers Schaller mit unruhigem, verweintem Gesichte bei mir eintrat.

Mein Mann ist noch immer nicht aus Rußland zurück, Herr Kreis-Justizrath. Haben Sie nichts von ihm gehört?

Ich stand in vielfachem amtlichen Verkehr mit den Russischen Behörden der Grenze. Besonders mußte ich selbst häufig nach Rußland reisen, um gemeinschaftlich mit den Russischen Justiz- und Zollbehörden Untersuchungen über Grenzexcesse, oder von Preußischen und Russischen Unterthanen gemeinsam begangene Verbrechen zu führen. Die Russischen Beamten durften ohne besondere Ermächtigung von Petersburg aus, oder in besonderen Fällen des Civil-Gouverneurs zu Wilna, die Grenze nicht überschreiten; so mußte ich nach Rußland kommen.

Ich hatte von dem Lehrer Schaller, seitdem er bei mir gewesen war, nichts weiter gehört.

Ich sagte das der Frau.

Sie theilte mir unter Thränen mit, daß auch sie seit seiner vor mehr als acht Tagen erfolgten Abreise ohne alle Nachricht von ihm sei. Er habe in drei Tagen zurück sein können; seine Legitimationskarte laute auch nur auf einen dreitägigen Aufenthalt in Rußland. Ihm müsse nothwendig ein Unglück passirt sein.

Haben Sie sich, sagte ich sie, schon bei dem Landrath erkundigt?

Gewiß, ich war schon dreimal da. Er hat gleichfalls nicht die geringste Nachricht.

Auch ich wurde unruhig, suchte aber die Frau so gut zu trösten, wie ich es vermochte, und versprach ihr, da ich selbst in nächster Zeit keine Reise nach Rußland zu machen habe, sofort auf anderem geeigneten Wege Erkundigungen nach ihrem Manne einzuziehen. Sie verließ mich nur wenig beruhigt.

Dagutten ist kaum drei Viertel Meilen von dem Preußischen Grenzflecken Coadjuthen entfernt. In Coadjuthen, das zu meinem Amtskreise gehörte, wohnte der Schulz und Dorfrichter Lieberich, ein äußerst gewandter, mit allen Verhältnissen, Zuständen und Persönlichkeiten und Sprachen zu beiden Seiten der Grenze bekannter Mann. Ich kam häufig mit ihm in Berührung; zu meinen Geschäftsreisen nach Rußland nahm ich ihn fast jedesmal mit. An ihn schrieb ich sofort.

Bevor ich noch eine Antwort von ihm erhalten hatte, kam die Frau Schaller wieder zu mir. Sie war diesmal nicht mehr blos unruhig; sie war verstimmt. Sie hatte einen Brief von ihrem Manne. Ein Russischer Bündeljude hatte ihn ihr gebracht, sich aber scheu und eilig wieder entfernt, bevor

sie ihn ein Wort hatte fragen können. Aufklärung hatte sie jetzt über das Schicksal ihres Mannes; aber eine Aufklärung, die sie nur zu sehr in die größte Angst versetzte und versetzen mußte. Ihr Mann theilte ihr Folgendes mit:

Er war glücklich in Dagutzen angekommen. Er hatte bei dem Amtmann sogar eine gewisse wohlwollende Aufnahme gefunden. Der Herr von Michailowicz hatte ihm nur erklärt, er werde einen oder zwei Tage verweilen müssen, da noch einige Formalitäten für Auszahlung des Geldes zu beachten seien, wegen deren er vorher an das Landesgericht in Rossainen schreiben müsse. Schaller war im Dorfe geblieben. Nachmittag war der Schreiber des Amtmanns zu ihm gekommen, ein Pole, der sich in dem Dienste auf dem Amte unglücklich fühlte, häufigen Mißhandlungen seines Vorgesetzten sowohl als sogar der Russischen Unterbeamten desselben ausgesetzt war, dennoch nicht fort konnte, weil er in der Krakusenzeit sich compromittirt, und deshalb keine andere Wahl als zwischen Sibirien und dem jämmerlichen und nur an jenen Mißhandlungen einträglichen Dienste hatte, und der desto mehr das Bedürfniß einer Mittheilung fühlte. Schaller hatte Mitleiden mit dem armen Menschen, und ihn später zum Amte zurückbegleitet. Der Mensch hatte ihn dort in das Büreau geführt, und hier hatte Schaller sich bald überzeugt, daß der Pole zu einem Theile seiner Mißhandlungen in sofern selbst die Saat aussäe, weil er von seinem Dienste blutwenig verstand und ihn ungeschickt und mangelhaft genug ausführte. Mitleidig, wie er war, hatte er sich sofort an den Schreibtisch gesetzt und einige Arbeiten für den Polen gemacht. Gewandt, wie er war, hatte er sie leicht und gut gemacht.

Das sollte sein Unglück werden.

Am folgenden Morgen schon früh wurde er durch den Unteradjuncten des Amtmanns — den Polizeidiener — auf das Amt gerufen. Er ging, froh in der Hoffnung, daß vielleicht schon Antwort von Rossainen eingetroffen sei. Es erwartete ihn etwas Anderes.

Sie haben jene Arbeiten da gemacht? fragte ihn der Amtmann.

Ja, Herr Amtmann.

Sie haben hier keine Beschäftigung bis die Antwort aus Rossainen kommt?

Keine.

So würde es Ihnen vielleicht nicht unangenehm sein, unterdeß in meinem Büreau ein paar Stündchen auszuhelfen?

Recht gern, Herr Amtmann.

Sie können dafür auf dem Amte wohnen und mit dem Schreiber essen.

Schaller nahm das dankbar an, zog auf das Amt und arbeitete in dem Büreau des Amtmanns. Er arbeitete zur Zufriedenheit und zur Freude des Amtmanns. Dieser sah bald, daß Schaller seinen Polen um das Zehnfache übertreffe. Schaller bekam ausreichende Gelegenheit, sich die Zufriedenheit des Russischen Beamten zu erwerben. Indeß drängte es ihn, seine Erbschaft zu erheben, zu Frau und Kindern zurückzukehren und wieder auf seinem Posten als Schullehrer in Preußen wirksam zu sein. Den ersten und zweiten Tag schwieg er. Am dritten Tage fragte er bescheiden, ob die Antwort von Rossainen noch nicht angekommen sei. Nein, war die kurze Antwort. Dieselbe Antwort erhielt er auf dieselbe Frage am vierten und am fünften Tage. Am sechsten Tage nahm der etwas schüchterne Mann sich den Muth zu bemerken, daß doch bereits Antworten von Rossainen auf Anfragen eingekommen seien, die er selbst schon während seines Arbeitens in dem Büreau geschrieben habe. Er erhielt den kurzen Bescheid: er müsse noch warten, wenn die rechte Antwort eingetroffen sei, werde er es schon erfahren. Als eine ganze Woche um war, erklärte er endlich kurz, wenn er nicht sofort sein Geld erhalte, so würde er sich ohne dieses auf den Rückweg machen und durch die Preußischen Behörden die Antwort von Rossainen herbeizuschaffen suchen.

Der Herr von Michailowicz fragte ihn jetzt aber höhnisch, wie er es wohl anfangen wolle, suchte ihm dann ernst zu beweisen, daß er ein Narr sei, wenn er nach Preußen zurückwolle, da er es bei ihm in Daputßen besser als irgendwo in Preußen habe und schloß mit der strengen Drohung, er solle sich nicht unterstehen, auf eine Schußweite der Grenze nahe zu kommen, da er sonst unnachsichtlich von den Grenzhusaren werde erschossen werden. Von dem Polen auf dem Bureau erfuhr der arme Schaller, daß die Grenzhusaren wirklich besonders auf ihn aufmerksam gemacht seien, als einen Menschen, der nach Preußen „desertiren" wolle.

Das schrieb er an seine Frau. Er flehete sie um des Himmels willen an, keinen Schritt zu seiner Rettung unversucht zu lassen, und besonders zunächst mit mir Rücksprache zu nehmen. Den Brief hoffe er heimlich irgend einem an der Grenze streifenden Russischen Bündeljuden zur Besorgung zustecken zu können.

Ich hatte schon damals die Russischen Beamten genug kennen gelernt, um die Angst der Frau vollkommen gerechtfertigt zu finden.

Der Russe hatte an Schaller einen brauchbaren Arbeiter für sein Bureau gefunden, dem er zudem nichts zu geben brauchte, als Wohnung und Essen, und dessen Erbschaft von hundert Silberrubeln er gar noch nebenbei behalten konnte. Freiwillig gab er eine so gute Beute nicht heraus. Aber welche Art von Zwang war gegen ihn anzuwenden? Beschwerde bei seinen Vorgesetzten? Es cursirten zu viele Hunderte von Geschichten, wie dergleichen Beschwerden nicht nur nichts geholfen, sondern das Uebel sogar schlimmer gemacht hätten, um auch hier auf einen Erfolg rechnen zu dürfen.

Es mußte zuerst der Weg einer gütlichen Vorstellung eingeschlagen werden.

Der Dorfrichter Lieberich in Coadjuthen mußte helfen. Wenn Einer, so konnte er es. Ich schickte auf der Stelle einen Boten an ihn, um ihn zu mir zu bitten.

Er hatte schon zu mir kommen wollen. Er hatte sich gleich nach Empfang meines ersten Schreibens nach Dagutßen verfügt. In dieser Weise zu jeder Zeit der unentbehrliche Helfer für die Russischen wie für die Preußischen Beamten der Grenze, konnte er zu jeder Zeit und an jeder Stelle ohne Legitimationskarte die Grenze passiren. Man kannte ihn an jeder Tamosinne, an jedem Cordonhause.

Schaller ist in Dagutßen, theilte er mir mit.

Haben Sie ihn gesprochen?

Nicht einmal gesehen. Nicht einmal von ihm gehört. Ich habe nur errathen, daß er da ist.

Ich machte ihn mit dem Briefe Schallers bekannt.

Jetzt wird mir Alles klar, sagte er. Nach dem, was ich schon wußte, mußte ich vorsichtig zu Werke gehen. Zumal da ich auch diesen Michailowicz kenne. Das ist ein Russe von der feineren, aber auch desto gefährlicheren Sorte. Er kam vor zwei Jahren an der Grenze an; direct von Petersburg, wie es hieß. Niemand, auch keiner der andern Beamten weiß, was er dort gewesen ist. Manche vermuthen daher, daß er eigentlich ein geheimer Polizeispion sei, der namentlich die Beamten selbst an der Grenze, darunter seine eigenen Vorgesetzten, beaufsichtigen und überwachen soll. Und man fürchtet seine Macht um desto mehr, da er noch kein einziges Mal einen auffallenden Gebrauch davon gemacht, nur gezeigt hat, daß er sie habe. Es ist, als ob Jeder, der mit ihm in Berührung kommt, von der geheimen Furcht befangen sei, an ihm möge der stets stille, geheimnißvolle Mensch zum ersten

Male seine gefährliche Macht zeigen. Diese Furcht kann die Leute um so eher fassen, als er mit seinem verschlossenen Wesen zugleich äußere Feinheit bei Manieren auch eine unzerstörbare Ruhe verbindet. Ganz im Gegensatze zu den gewöhnlichen Russischen Beamten, wird er nur selten gegen seine Untergebenen grob, und wie man noch nie gehört hat, daß er Jemanden „verdammter Sohn einer Hündin" geschimpft habe, so hat auch noch Niemand ihn Ohrfeigen austheilen sehen. Er führt nicht einmal einen Kantschu bei sich.

Lieberich hatte also sehr vorsichtig bei diesem Menschen auftreten müssen. Er kam unter dem Vorwande eines kleinen Geschäftes. Er fragte ihn dann unbefangen nach Schaller, ob dieser nicht dagewesen sei. Der Amtmann wollte eben so unbefangen nichts von ihm wissen, und bedauerte nur, daß er noch immer das fremde Geld verwahren müsse. Lieberich spionirte im ganzen Amtshause, in allen Nebengebäuden umher. Keine Spur von Schaller; fragen konnte er Niemanden, der Kludzweit des Amtmanns folgte ihm auf Schritt und Tritt, und alle Welt wich ihm scheu aus, wenn man den Menschen hinter ihm sah. Auf einen Augenblick bekam er den Polnischen Schreiber allein zu sehen. Aber als er kaum den Namen Schaller ausgesprochen hatte, floh der Mensch, als wäre ihm ein böser Geist erschienen. Im Dorfe erging es ihm nicht besser, der Kludzweit verließ ihn erst am Grenzgraben, zu seiner Sicherheit, wie er meinte, denn es seien neue, sehr scharfe Befehle für Bewachung der Grenze von Petersburg gekommen. Der Dorfrichter mußte so unverrichteter Sache wieder abziehen, und hatte, wie gesagt, nur ahnen können, daß Schaller auf Dagutzen gefangen gehalten werde.

Wie war der Gefangene zu befreien? Ich berieth mit Lieberich, wir beriethen mit dem Landrath, der mit dem Verlauf der Sache bekannt gemacht wurde. Wir konnten nur folgenden Weg finden: Der Dorfrichter sollte sofort nach Dagutzen zurückkehren mit Schreiben an den Amtmann Michailowicz von dem Landrath und von mir. Beide schrieben wir ihm, daß das Ausbleiben des Schullehrers Schaller, der sich vor 14 Tagen zur Erhebung einer Erbschaft, mit Legitimationsschein versehen, nach Rußland begeben, und von dem man zwar erfahren, daß er in Dagutzen sei, aber wahrscheinlich wegen Ablauf seines Legitimationsscheins nicht über die Grenze zurückkönne, überall vielfach besprochen werde, weshalb wir ihn und den Herrn von Michailowicz freundlich bäten, dem Schaller in jeder Weise zu der Rückkehr in die Heimath behülflich zu sein. Dem Briefe des Landraths wurde zugleich,

um jenes Hinderniß zu heben, ein neuer Legitimationsschein für Schaller beigefügt; ich bemerkte in meinem Briefe, daß ein Amtsgeschäft mich nächstens nach Dagutzen führen und ich ihm dann persönlich meinen Dank für die dem Schaller geleistete Hülfe abstatten würde. Die Gewandtheit des Ueberbringers dieser Schreiben sollte das übrige dazu beitragen, den Eindruck, den wir von ihnen hofften, zu erhöhen.

Wie wenig hatten wir den Russischen Beamten gekannt, wenn wir erwartet hatten, in einer solchen schonenden, auf seine Ehre berechneten Weise auf ihn einwirken zu können.

Er hatte ruhig die Briefe gelesen; bedauert, unseren Bitten nicht entsprechen zu können, da der Lehrer Schaller bis jetzt noch nicht bei ihm gewesen, er auch nichts von ihm gehört habe; versprochen, sich sofort nach ihm zu erkundigen, und so wie er etwas von ihm erfahre, sich ein besonderes Vergnügen daraus zu machen, dem Manne zu helfen und uns dadurch seine besondere Hochachtung zu bezeigen. Lieberich hatte solcher Heuchelei gegenüber sein kaltes Blut behalten können, und sich verabschiedet, als wenn er dem Schurken vollkommen traue; er war aber nach einer Stunde zu ihm zurückgekehrt, und hatte ihm eröffnet, er habe zuverlässig erfahren, daß der Schullehrer Schaller in Dagutzen und zwar in dem Amte selbst sei, unzweifelhaft ohne Vorwissen des Herrn von Michailowicz; um so mehr sei er aber überzeugt, daß der Herr Amtmann zu seiner eigenen Ehre sofort die unverantwortliche Gefangenschaft des Preußischen Unterthanen aufheben werde. Auch das hatte nichts gefruchtet. Der Amtmann hatte ihm mit fortdauernder größter Ruhe versichert, daß das, was er da sage, unmöglich sei, daß man ihn zum Besten gehalten habe und dergleichen. Lieberich mußte zum zweiten Male unverrichteter Sache abziehen.

Jetzt blieb nur noch das Mittel der amtlichen Beschwerde übrig. Eine Beschwerde an die unmittelbar vorgesetzte Behörde des Amtmanns, das Landesgericht zu Rossainen, war voraussichtlich ohne Erfolg. Von der damaligen Bestechlichkeit und Verwahrlosung dieser Behörde wurden die empörendsten Beispiele erzählt. Die Vorgesetzten hatten daher zwar wohl zwiefach den geheimnißvollen Untergebenen zu fürchten, aber nicht dieser sie.

Dagegen war mir der Civilgouverneur von Utilea, der Graf Doppelmaier, bei mehreren Gelegenheiten als ein rechtschaffener, und, wenn er einmal eingriff, sehr strenger und energischer Beamter bekannt ge-

werden, der nicht auf halbem Wege stehen blieb, der seine Befehle bis auf das Tippelchen über dem J durchzusetzen wußte.

An ihn wandte ich mich unmittelbar, mit offener Darlegung der ganzen Angelegenheit.

Die arme Frau Schaller verzehrte sich unterdeß in Gram und Angst. Ihre Kinder waren noch nicht einmal in einem Alter, in dem sie über das Schicksal des Vaters sich grämen und ängstigen konnten. Die Angst der Frau sollte einen noch höheren Grad erreichen.

Mein Schreiben an den Gouverneur konnte so eben in Utilea eingetroffen sein, als die Frau Schaller wieder einen Brief von ihrem Manne aus Dagutßen erhielt. Er war ihr wieder von einem Russischen Bündeljuden überbracht, einem Andern als dem, der ihr den ersten gebracht hatte. Sie hatte diesmal den Juden angehalten. Er hatte ihr nur scheu und ängstlich Rede gestanden und sie um des Himmels willen beschworen, kein Wort davon zu sagen, daß ein Jude von der Grenze ihr den Brief gebracht; er hatte ihr eben so scheu erzählt, daß er Geschäfte auf dem Amte in Dagutßen gehabt, und daß der Herr Secretair, als er einen Augenblick mit ihm im Bureau allein gewesen, ihm den Brief zugesteckt und ihn um dessen Beförderung gebeten habe. Der arme Herr habe so traurig und elend ausgesehen und ihn so dringend um Annahme und Beförderung des Briefes gebeten, daß er ihm trotz aller Gefahr nicht habe widerstehen können. Daß der Herr Secretair von dem geizigen Herrn Amtmann gefangen gehalten werde, wisse man drüben; aber kein Mensch wage, nur ein Wort darüber zu sprechen. Eine Antwort der Frau an ihren Mann hatte der Jude unter keiner Bedingung befördern wollen. Der Inhalt des Briefes mußte die unglückliche Frau noch mehr außer sich bringen.

Der Herr von Michailowicz hatte Schaller vor sich kommen lassen. Er hatte ihn höhnisch empfangen.

Du hast wieder einmal an die Deinigen, an Deine Frau geschrieben?

Es war das erste Mal, daß er ihn Du nannte.

Der schüchterne Schullehrer hatte sich schon vorher zu dieser Unterredung mit all seinem Muthe bewaffnet.

Ich leugne es nicht, antwortete er. Ich habe meine Frau gebeten, alles Mögliche anzuwenden, um mich aus dieser Gefangenschaft zu befreien.

Und Du Narr glaubst, auf diesem Wege zu Deinem Ziele zu kommen?

Die Preußischen Behörden —

Werden sich viel um einen entlaufenen Schulmeister bekümmern.

Sie werden kein Unrecht dulden, ohne Ansehen der Person.

Unrecht! Was ist Unrecht? Ich kann Dich hier gebrauchen, ich gebrauche Dich hier, und damit Basta. — Aber was willst Du? Hast Du es nicht gut bei mir? Fehlt Dir etwas an Deiner Bequemlichkeit, oder an Deinem Essen und Trinken? Und Du brauchst nicht einmal dafür zu sorgen, wie in Deinem früheren elenden Zustande da drüben.

Und wer sorgt für meine arme Frau und Kinder?

Deine vortreffliche Regierung. Allein keine unnützen Worte mehr. Ich habe Dich zu mir kommen lassen, um Dir Folgendes zu sagen: Fort kommst Du nicht; bei jenen dummen Burschen im Bureau kann ich Dich nicht entbehren. Entfliehen kannst Du nicht; es ist dafür gesorgt. Schreibst Du noch einmal um Deine Befreiung in Deine Heimath oder an eine Behörde, sei es eine Russische oder eine Preußische, so hilft Dir das nicht weiter, als daß Du von dem Tage an eingesperrt wirst und nur aus Deinem Gefängnisse kommst, um im Büreau zu arbeiten. Hältst Du Dich aber ruhig und ordentlich, beschwerst Du Dich bei Niemandem, zeigst Du Dich ferner fleißig und brauchbar, so kannst Du Dein Glück hier machen. Ich habe Verbindungen in Petersburg; ich kann für Dich sorgen. Du kannst selbst Beamter werden, und einem Russischen Beamten gehört der Beutel des Edelmanns, des Bauern und des Juden. Jetzt geh' zu Deiner Arbeit zurück.

Schaller wagte noch eine Widerrede.

Herr Amtmann, sagte er. Sie kennen die Verhältnisse in Preußen nicht. Wenn ich auch meinerseits keine Schritte zu meiner Befreiung thun wollte, die Preußische Regierung würde mich dennoch reclamiren.

Und dann? fragte höhnisch der Amtmann.

Bis zu den höchsten Behörden hin.

Und dann?

Sie könnten unglücklich werden.

Sohn einer — fuhr der Herr von Michailowicz auf, Du drohst mir mit Unglück! Höre Bursch, und wenn Deine Behörden bis an den Thron meines Kaisers gehen, Du wirst nicht ausgeliefert. Jetzt schwöre ich Dir, Du kehrst nimmer nach Preußen zurück. Und stände hier ein ganzes Regiment Garde, Dich frei zu machen, Du würdest nicht ausgeliefert. Aber nach Sibirien kämst Du. Ich habe Mittel und Wege. Und nun kein Wort mehr. Marsch, an Deine Arbeit.

Der arme Schullehrer nahm ſeinen letzten Muth zuſammen. Er ging in das Bureau an ſeine Arbeit.

Das war der Inhalt des Briefes an die Frau. Dieſen Brief theilte die Frau mir mit. Er verſetzte mich in eine unbeſchreibliche Unruhe. Mein Schreiben an den Grafen Doppelmaier war fort. Was der Graf thun werde, wahrſcheinlich in dieſem Augenblicke ſchon gethan hatte, war nicht ſchwer zu errathen. Der Herr von Michailowicz erhielt den ſtrengſten Befehl, den Schullehrer Schaller ſofort nach Preußen zurückzuſchaffen und darüber, daß dies geſchehen, dem Gouvernement den Beweis einzuliefern. War denn aber der Herr von Michailowicz nicht der Mann, auch ſeine Drohung mit Sibirien wahr zu machen? Mittel und Wege dazu ſtanden ihm genug zu Gebote.

Ich faßte ſchnell meinen Entſchluß, und nahm von dem Briefe Schaller's eine Abſchrift, die ich dem Grafen Doppelmaier zu meinem früheren Schreiben nachſandte. Das Original des Briefes ſandte ich an den Oberpräſidenten der Provinz Preußen, den würdigen alten Herrn v. Schön in Königsberg, unter Erzählung der vorhergegangenen Thatſachen und unter Mittheilung der Schritte,

die ich gethan. Ich bat ihn, durch gleichzeitige Reclamationen seinerseits, direct oder durch die Preußische Gesandtschaft in Petersburg, eventuell durch Vermittelung des Departements der auswärtigen Angelegenheiten, dem, was bis jetzt nur in der Sache habe geschehen können, den erforderlichen wirksamen Nachdruck zu geben.

Die Frau Schaller's suchte ich mit Hoffnungen zu trösten, an die ich selbst kaum zu glauben wagte.

Schon nach wenigen Tagen erhielt ich Antwort von dem Gouverneur in Wilna. Der Graf Doppelmaier schrieb mir, daß er dem Amtmann von Michailowicz befohlen habe, ihm binnen acht Tagen eine Bescheinigung der Preußischen Grenzbehörde einzureichen, daß der Schullehrer Schaller nach Preußen zurückgeliefert sei. Gleich nachher benachrichtigte mich auch der Herr von Schön, daß er in der von mir angedeuteten Weise sich auf das Kräftigste verwendet habe. Beide Schreiben konnten mich gleichwohl von meiner Unruhe nicht befreien.

Auch nicht Folgendes. Am dritten Tage nachher überbrachte der Landrath mir mit freudestrahlendem Gesichte einen so eben von dem Schulzen in Kauzallen erhaltenen Rapport, daß gestern von Dagutzen aus der Schullehrer Schaller wirklich über die Grenze nach Kaugallen zu ihm gebracht und von ihm sofort in Freiheit gesetzt worden sei. Er habe den Russischen Transporteurs eine Bescheinigung über die Ablieferung ausstellen müssen, wogegen jene ihm die beikommenden Legitimationsscheine ausgehändigt hätten. Dem Rapporte lagen die beiden Legitimationskarten bei, die der Landrath für den Lehrer Schaller für dessen Reise nach Rußland ausgestellt.

Mich ergriff neue, größere Unruhe, eine entsetzliche Ahnung. Warum war Schaller, wenn er frei war, noch nicht bei mir? Warum hatte er, oder seine Frau, mir noch mit keiner einzigen Zeile seine Befreiung angekündigt?

Schaller war Schullehrer in Absteinen, einem Dorfe etwa anderthalb Meilen von der Kreisstadt auf der anderen Seite der Memel. Ich fuhr sofort dahin und direct zum Schulhause. Ich sah schon von Weitem meine schlimmste Ahnung bestätigt. Es war im Herbst. Die Frau Schaller's war in dem kleinen Gärtchen neben dem Schulhause mit Einsammeln der Gemüse für den Winter beschäftigt. Sie war allein bei der beschwerlichen Arbeit. Nur ihre Kinder und ihre Thränen waren bei ihr. Jene so fröhlich und vergnügt, diese so bitter. Ihr Mann war nicht da. — Hätte ich ungesehen wieder umkehren können!

Aber die unglückliche Frau hatte mich erblickt. Sie stürzte auf mich zu, zweifelnd, fragend, gefoltert von Furcht, Angst, Hoffnung. In solchen Lagen ist auch die Hoffnung eine Folter. Sie sah mein Gesicht; die schwache und doch so starke Frau war auf das Schrecklichste gefaßt. Sie wußte noch nichts. Ich konnte ihr die Wahrheit nicht verschweigen. Sie hätte sie am andern Tage durch das Gerücht erfahren. Meine schrecklichste Ahnung wurde die ihrige.

Es ist ein Verbrecher für ihn nach Preußen gebracht, rief sie, und ihn schleppen sie als einen Verbrecher nach Sibirien.

Ich suchte sie zu trösten, diesmal mit Hoffnungen, an die ich selbst noch glaubte, wenn gleich mein Glaube ein schwacher war. Durch den Ablieferungsschein des preußischen Grenzbeamten war der Amtmann gegen fernere Reclamationen gedeckt. Andererseits gingen die Transporte nach Sibirien nicht täglich, sondern nur zu bestimmten Zeiten des Monats ab. Schaller konnte daher noch in Dagutzen sein, und es war noch nicht Alles verloren. War er aber einmal als Verbrecher ohne Namen, als eine bloße Nummer, auf dem Transporte nach Sibirien, oder schon in den Bergwerken Sibiriens selbst, so war eine Ermittelung weiter unmöglich, daß preußische Attest galt, und der Herr von Michailowicz hatte nicht dafür aufzukommen, wenn der richtig Abgelieferte, wer

weiß durch welchen Zufall, oder gar durch eigenen Fehler zu Grunde gegangen und spurlos verschwunden war.

Jedenfalls mußte nochmals eine Rettung versucht werden, aber auf einem andern, als dem bisher eingeschlagenen Wege.

Der Amtmann Michailowicz mußte in einer Weise überrascht, gleichsam überrumpelt werden, die für ihn wenigstens einen moralischen Zwang zur Herausgabe des Gefangenen, oder doch zu der Anzeige des Aufenthalts desselben enthielt. Wie aber das? Der Dorfrichter Lieberich war der einzige Mensch in Preußen, der zu jeder Zeit und an jedem Orte die russische Grenze überschreiten, also den Amtmann überrumpeln konnte. Aber bei Dagutßen und in der ganzen Gegend kannte er die Grenze eben nur unter der Bewilligung des Amtmanns überschreiten. War nicht diese Bewilligung jetzt längst zurückgenommen? Ich selbst, und ebenso jeder andere preußische Beamte, konnte die Grenze nur auf Grund eines Passes oder einer Legitimationskarte, und nur auf einer der großen, nach Rußland führenden Straßen passiren, also nur entweder bei Tauroggen oder bei Polangen.

Mit hundert stets verworfenen Plänen kehrte ich in die Kreisstadt zurück.

Hier empfing mich ein kleines Abenteuer, das zwar nicht zu den noch nicht erlebten gehörte, das aber doch das kleine Städtchen in einige Bewegung versetzt hatte, und das auch mich aufregte, indem es mir plötzlich einen neuen Hoffnungsstrahl für den armen Schaller zeigte.

Vor meiner Wohnung fand ich bei meiner Rückkehr eine elegante Equipage haltend; drei rabenschwarze, eben so kräftig wie fein gebaute Pferde waren neben einander in einer Reihe vor den leichten, nur zweisitzigen Wagen gespannt; ein bärtiger Kutscher in langem blauen Kaftan, in der Hand eine lange Peitsche, an der Seite einen kurzen Kantschu, saß auf dem Bocke. Es war eine russische Equipage. Eine Menge Neugieriger umringte sie. Sie war vor kaum einer Viertelstunde in vollem Galopp in dem Städtchen angekommen; der vornehme russische Herr, der darin gesessen, sei in meiner Wohnung.

In derselben trat mir ein Herr in mittlerem Alter, elegant, aber etwas nachlässig gekleidet, entgegen. Er redete mich französisch an, und unsere Unterhaltung wurde in dieser Sprache weitergeführt, da er weder deutsch noch litthauisch und ich weder russisch noch polnisch verstand.

Er stellte sich mir als ein Rath des Landesgerichts in Rossainen vor, Namens von Lebestoff, wenn ich den Namen recht behalten habe.

Er ſei ſeit einigen Monaten mit mehreren Unterſuchungen an der Grenze beſchäftigt, und habe ſeitdem ſeinen Sitz bei dem Edelmanne in Sorteniaken genommen. Wie ſehr er nun auch bemüht geweſen, ſeine Unterſuchungen ſchnell zum Ende zu führen, ſo ſei ihm dies doch bisher durch manche Widerwärtigkeiten vereitelt worden. Jetzt endlich ſei er jedoch mit denen, die von ihm in Gemeinſchaft mit den Beamten der preußiſchen Kreisjuſtizcommiſſion geführt werden müßten, ſo weit gediehen, daß die gemeinſchaftliche Arbeit ſofort beginnen könne. Er bat mich dringend, zur Vornahme dieſer gemeinſchaftlichen Arbeit auf der Stelle in ſeinem Wagen mit ihm über die Grenze zu fahren, oder damit ein Mitglied der Kreisjuſtizcommiſſion zu beauftragen. Er ſagte das Alles in ſeiner höflich nachläſſigen Weiſe ſehr treuherzig.

Die Sache verhielt ſich freilich etwas anders.

Schon vor längerer Zeit waren an der Grenze mehrere Verbrechen vorgefallen, die von den preußiſchen und zugleich ruſſiſchen Behörden, der Kreisjuſtizcommiſſion und dem Landesgericht zu Neſſainen unterſucht werden mußten. Von Seite des Gerichts Neſſainen war damit der Rath von Lebeſtoff beauftragt. Dieſer hatte ſich auch ſchon ſeit längerer Zeit zur Ausführung ſeines Auftrags nach Sorteniaken an der Grenze begeben, da in der Nähe dieſes Ortes die meiſten der zu unterſuchenden Verbrechen vorgefallen waren und die meiſten der zu verhörenden Perſonen wohnten.

Statt aber dieſer ſeiner Pflicht zu genügen, hatte der Herr von Lebeſtoff ſchon vielleicht länger als drei Monate bei dem Edelmann in Sorteniaken täglich den Küchenzettel ausgeſchrieben, war mit dem Sohn auf die Jagd gegangen und mit den Damen ſpazieren gefahren, um ſeine Unterſuchungen ſich aber blutwenig bekümmert.

Meine Erinnerungsſchreiben an den Rath Lebeſtoff um Beſchleunigung der Sachen waren vergeblich geweſen. Meine Beſchwerden bei dem Präſidenten des Gerichts zu Neſſainen waren nicht minder vergeblich. Ich hatte mich deshalb vor Kurzem bei dem Gouverneur in Wilna, dem Grafen Doppelmair, beſchwert. Der Graf hatte für ſolche eben nicht ſelten vorkommende Fälle ein energiſches, freilich eigenthümlich Ruſſiſches Mittel. Unter ſeinen Befehlen ſtand ein alter Gendarmerie-Oberſt von Bobuchoff, Chef der Gendarmerie im Gouvernement. Der Graf wußte ihn auch zu etwas Anderem zu verwenden. Er hatte ihn auch in dem gegenwärtigen Falle verwendet. Ich vermuthete es. Aber ich mußte Gewißheit darüber haben.

In dem Augenblicke, als ich den Rath von Roſſainen ſah, ſtieg der Gedanke in mir auf, der Himmel ſchicke mir ein Mittel zu der Rettung des unglücklichen Schaller.

Ich erklärte dem Herrn von Lebeſtoff, daß ich auf der Stelle nicht mit ihm reiſen könne.

Er bat dringender; er wurde verlegen.

Aber, erwiderte ich ihm lächelnd, die Unterſuchungen haben ſo lange gedauert; ſie werden ja auch jetzt noch ein paar Wochen Zeit haben.

Er ſprang auf.

Ein paar Wochen, unmöglich, mein Herr.

Ich beſchwöre Sie. Sie machen mich unglücklich.

Sie, mein Herr?

Mich, mich.

Ich hatte eine Flaſche Rheinwein bringen laſſen. Ich hatte ihm eine feine Cigarre vorgeſetzt.

Das und ſeine Verlegenheit machten ihn offenherzig.

Zum Teufel, mein Herr, ſo wiſſen Sie es denn, der Oberſt Bobuchoff iſt da.

Mein Plan für Schaller entwickelte ſich in mir.

Der Gouverneur von Wilna hat ihn geſchickt.

Und?

Hören Sie Alles, mein Herr. Sie hatten ſich beim Gouverneur über mich beſchwert. Ich verdenke Ihnen das nicht. In Preußen herrſchen einmal andere Anſichten über — über —

Ueber Recht und Ordnung, mein Herr.

Richtig, mein Herr. Der Gouverneur hat mir darauf den Oberſten auf den Hals geſchickt.

Seit —?

Seit geſtern Abend. Heute früh ſchon mußte ich hierher zu Ihnen fahren.

Und warum dieſe Eile?

Warum? Warum? Wenn nicht binnen acht Tagen alle Unterſuchungen zu Ende ſeien, ſo will er mich in den Thurm einſperren laſſen.

Das war das gewöhnliche Mittel des Oberſten Bobuchoff, des gewöhnlichen Executors des Grafen Doppelmair für die Beſchleunigung der Criminalunterſuchungen in Rußland. Hatte der Rath ſeine Familie bei ſich, ſo wurde dieſe zugleich mit Koſaken nach Roſſainen zurückgebracht.

Wo hat der Oberſt ſein Quartier? fragte ich.

Er iſt heute nach Georgenburg gereiſet, wird aber morgen ſchon zurückkehren.

Nach Sarteniaken? fragte ich.

Um von da weiter nach Weinotten und Neuſtadt zu gehen. Er macht eine Inſpectionsreiſe.

Ich konnte kaum meine Freude verbergen. Weinotten lag drei, Ruſſiſch-Neuſtadt kaum eine Meile von Dagutßen entfernt.

Heute, mein Herr, ſagte ich, kann ich nicht mit Ihnen reiſen. Auch morgen nicht. Es iſt mir völlig unmöglich. Aber übermorgen — bis dahin wird ja der Oberſt Sie —

Er ſprang wieder auf; aber diesmal vor Freude.

Uebermorgen? Sie verſprechen es mir?

Es iſt ja noch früh genug.

Gewiß. Die Wahrheit zu ſagen, ich hatte kaum darauf gerechnet.

Aber unter Einer Bedingung, mein Herr.

Befehlen Sie.

Sie bleiben in Sarteniaken.

Der verdammte Oberſt hat mich dort internirt.

Sie haben eine ſchriftliche Legitimation von ihm zur Ueberſchreitung der Grenze?

Eine Ordre an ſämmtliche Grenzbeamten von Georgenburg bis Neuſtadt, mich an jeder Stelle die Grenze hin und her paſſiren zu laſſen. Aus Vorſicht zugleich eine ähnliche für Sie.

Er übergab mir die Ordre.

Wer war froher als ich?

Alſo übermorgen, mein Herr? wiederholte er. Und wo werde ich die Ehre haben, Sie zu begrüßen? In Sarteniaken?

Es iſt möglich. Doch kann ich noch nichts darüber beſtimmen. Ich muß vorher mit meinen Acten darüber zu Rathe gehen.

Ah, ich weiß. Die Acten ſpielen in der Preußiſchen Beamtenwelt eine Hauptrolle. Indeß jede Nachricht von Ihnen trifft mich in Sarteniaken. Haben Sie nur die Güte, recht bald zu kommen, damit Sie mich nicht im Thurme dieſes groben Oberſten treffen.

Er reiſte wieder ab.

Ich traf ſofort meine Reiſeanſtalten. Am zweiten Tage brach ich auf, direct nach Dagutßen. Dem Rath Lebeſteff gab ich Nachricht von meinem Aufbruche, aber ſo, daß er dieſe erſt erhalten konnte, wenn ich

ſchen in Dagutzen war, daß er mithin keinenfalls meine Ankunft dort vorher ankündigen konnte.

Ich nahm außer meinem Sekretair, der zugleich Litthauiſcher Dolmetſcher war, den berittenen Executer der Kreisjuſtizcommiſſion mit, einen

baumſtarken, entſchloſſenen, gewandten und völlig zuverläſſigen Mann. Außerdem ließ ich auf einem Wagen zwei Gefangene, die zu den Unterſuchungen gehörten nachführen; ſie wurden durch zwei Gefangenwärter, gleichfalls zwei ſtarke, tüchtige und zuverläſſige Männer bewacht. Mein Weg führte über Coadjuthen. Dort mußte ſich noch der Dorfrichter Lieberich, als zweiter Protokollführer und als Polniſcher und Ruſſiſcher Dolmetſcher an uns anſchließen. Er war zu Pferde wie der Executer.

Ich hatte folgenden Plan in Betreff Schallers. Jedenfalls mußte der Amtmann Michailowicz durch meine Ankunft überraſcht werden. War dann Schaller noch in Dagutzen, ſo kam Alles darauf an, den Ort zu ermitteln, an welchem er in ſeiner verborgenen Gefangenſchaft gehalten wurde, und zugleich ſeine Fortſchaffung in einen andern Verſteck zu verhindern. Zu dieſem Zweck hatte ich die beiden Gefangenen mit der doppelten Bewachung mitgenommen. Beide mußten ſicher und als Complicen getrennt verwahrt, alſo auf dem Amte in verſchiedenen Räumen untergebracht werden. Schon hierbei konnte, zumal durch Ueberraſchung, Schaller entdeckt werden. War dieſer ſo einmal gefunden, ſo war ich, um ihn zu befreien, ſelbſt zur äußerſten Gewalt entſchloſſen. Ich war, wenn auch nicht in formellem, doch in vollkommen materiellem Rechte und ſtand im Uebrigen auch unter dem Schutze des Grafen Doppelmair und meiner amtlichen Stellung.

War Schaller nicht aufzufinden, war er namentlich ſchon auf einen

Transport nach Sibirien gegeben, so blieb nur die Hülfe des Gendarmerie-Obersten Bobuchoff übrig, auf die ich nach meiner Correspondenz mit dem Grafen Doppelmair und nach seinen Befehlen von diesem glaubte rechnen zu dürfen. Um ihn im Nothfall sofort heranholen zu können, mußte Lieberich, der Russisch sprach, mich zu Letzterem begleiten.

Der Mensch denkt, Gott lenkt. Wie sollte Alles anders kommen, als ich es mir gedacht hatte!

Schon beim Ueberschreiten der Grenze stellten sich Schwierigkeiten entgegen, die meinen ganzen, auf die Ueberraschung des Amtmann gebauten Plan zu vereiteln drohten. Wir erreichten die Grenze gleich hinter Laugallen. Es befand sich dort ein Russisches Cordonhaus, und nur bei einem Cordonhause war die Grenze zu passiren.

Die Russische Grenze ist, wenigstens nach Preußen hin, durch einen tiefen Grenzgraben und hohen Grenzwall abgeschlossen. Auf je fünf, sechs oder noch mehr Meilen befindet sich eine Tamosyne, ein Hauptzollamt; auf je eine halbe, viertel, oder achtel Meile, je nach der Beschaffenheit der Gegend, lehnt sich an den Grenzwall ein Cordonhaus an, in welchem, von einem Sergeanten oder Wachtmeister, aber auch Officier commandirt, ein starkes Picket Straßnicks, Grenzhusaren und Kosaken stationirt ist.

Bisher war die Grenze nur von den Grenzhusaren bewacht gewesen. Der Dorfrichter Lieberich hatte mir aber schon unterwegs erzählt, daß seit Kurzem zu den Husaren Kosaken hinzugekommen seien. Er hatte mir auch den Grund angegeben. Dieser war eigenthümlich genug.

Der Kaiser hatte den Bau mehrerer neuen Landstraßen an der Grenze befohlen. Eine derselben sollte von Neustadt über Taurogzen nach Georgenburg geführt werden, immer längs der Preußischen Grenze. Zur Ausführung des Baues waren mehrere Regimenter aus dem Innern Rußlands hergeschickt. Man hatte hierbei gleich nach Bewältigung der Polnischen Revolution, auch wohl einen anderen Zweck im Auge. Wie kein anderer Russe die Preußische Grenze überschreiten durfte, so durfte das auch die Mannschaft dieser Regimenter nicht. Wenn die Grenzhusaren Jeden, der sie überschritt, anhalten, und, wenn sie ihn nicht lebendig ergreifen konnten, niederschießen mußten, so hatten sie hierzu auch den Befehl für jene Mannschaft. Um sich ihrer Pflichttreue aber desto mehr zu versichern, war ihnen eine Belohnung für jeden Soldaten versprochen, den sie anhielten und einlieferten: ein halber Silberrubel

für einen Gemeinen, ein ganzer für einen Unteroffizier, zwei für einen Lieutenant, vier für einen Kapitain, ſechs für einen Major; der Fang eines Oberſten wurde außerordentlich belohnt. Indeß auch durch ſolche Taxen und Belohnungen glaubte man ſich nicht völlig geſichert und hatte man auch bald ſich nicht geſichert geſehen. Den gemeinen Soldaten und Unteroffizier lockte der beſſere Schnaps in Preußen, den Offizier, den höheren wie niederen, der beſſere und wohlfeilere Wein, das Theater und manche andere Unterhaltung in Tilſit, ſelbſt in den kleinern Preußiſchen Grenzſtädten, was Alles man auf Ruſſiſcher Seite entbehren mußte, über den Grenzwall hinüber. Die Grenzhuſaren waren andererſeits alte Soldaten; ſie kamen mit den Regimentern leicht in kameradſchaftliche Berührung. Von Koſaken war ein Gleiches ſobald nicht zu befürchten.

So wurden zu den Grenzhuſaren Koſaken beigelegt. Beide contrelirten ſich zugleich gegenſeitig.

Auch in der Nähe des Dorfes Dagutßen befand ſich ein Lager jenes ruſſiſchen Militairs und auch in dem Cordonhauſe zu Dagutßen lagen Straßnicks und Koſaken. Das ſollte mir zu einem bedenklichen Aufenthalte gereichen.

Wir kamen an dem Cordonhauſe an. Kaum zwei bis dreihundert Schritte von dem Blockhauſe lag das Amt Dagutßen. Zwiſchen beiden lag nur die Dorfmühle mit einigen Nebengebäuden. Das Cordonhaus wurde dadurch dem Amtshauſe verdeckt, ſo daß man von dem einen aus nicht ſehen konnte, was an dem anderen vorging.

Der Dorfrichter Lieberich mußte mit der offenen Ordre des Oberſten Bobuchoff vorausreiten. Ich fuhr langſam nach, um den Weg ſchon offen zu finden, wenn ich an dem Cordonhauſe ankam. Aber ich fand ihn verſperrt und Lieberich in einem heftigen Streit mit einem Koſakenoffizier.

Der Wachtmeiſter der Grenzhuſaren hatte zwar die vorgewieſene Ordre reſpectirt und uns den Einlaß nicht verwehren wollen. Der hinzugekommene Koſakenoffizier hatte aber erklärt und erklärte noch, von einem Oberſten Bobuchoff nichts zu wiſſen, und ſich an ſeine Inſtruction zu halten, nach welcher von dem Cordonhauſe gar kein Uebergang über die Grenze zuläſſig ſei. Die Koſaken waren erſt ſeit ganz kurzer Zeit da, der Offizier konnte deshalb von dem Oberſten nichts wiſſen und der Streit drohte damit zu enden, daß wir umkehren, um entweder die Ankunft des Raths Lebeſtoff in Dagutßen zu erwarten, oder drei bis

vier Meilen weiter unten, bei Sarteniaken, ein Ueberschreiten der Grenze zu versuchen.

Mein Executor — Matz hieß er — führte eine unvermuthete, schnelle Entscheidung herbei.

Zwischen Schilderhaus und Grenzpfahl wurde von Lieberich und dem Kosakenoffizier der Streit geführt. Hinter den Streitenden stand als Zuschauer die gesammte Besatzung des Cordonhauses, auf der einen Seite acht bis zehn Straßniks hinter ihrem Wachtmeister, auf der anderen zehn bis zwölf Kosaken hinter ihrem streitenden Lieutenant. Die Straßniks waren hübsche, große Leute, denen die kleidsame knappe, grüne Uniform wie angegossen saß; aber Alle mit dummen Gesichtern und von Branntwein wie verglasten Augen ausdruckslos nach den Streitenden hinstarrend. Die Kosaken, kleine häßliche Gestalten, in langen grauen, schmutzigen, hin und wieder zerrissenen Mänteln, aber mit ihren klugen, listigen Augen lebhaft den Lippen bald ihres Offiziers, bald des Dorfrichters folgend. Der Wachtmeister der Grenzhusaren war eine große, kolossale Figur, mit dem festen, eisernen Gesichte russischer unbedingter Subordination. Der Kosakenoffizier war ein schon etwas ältlicher Mann, der von seinen Kosaken sich nur durch seine Offiziersuniform und durch den Mangel der Klugheit unterschied, die aus ihren Blicken leuchtete: er sah bei den Argumenten des gewandten Dorfrichters, denen er nichts entgegenzusetzen wußte, als daß er den Obersten Bobuchoff nicht kenne, sehr verlegen vor sich hin, freilich auch desto halsstarriger.

Der Executor Matz hielt auf seinem Pferde unmittelbar vor meinem Wagen, etwas rechts von dem Dorfrichter Lieberich, so daß er sich zugleich halb zur Seite des Kosakenoffiziers, halb vor diesem befand.

Platz da, rief er plötzlich mit seiner lautesten, kräftigsten, drohendsten Stimme. In demselben Augenblicke gab er seinem Pferde die Sporen und riß drohend seinen Säbel aus der Scheide.

Platz da! rief er noch einmal, Platz da, im Namen des Königs von Preußen!

Dem Kosaken imponirt, wer ihm imponiren will. Der Offizier mochte zudem den sehr stattlich aussehenden, vor meinem Wagen herreitenden Mann für eine angesehene Person halten. Die Worte: Im Namen des Königs von Preußen, schien er sogar zu verstehen. Er wich aus dem Wege zurück und machte dem Executor in der That Platz. Nach dem Beispiele des Offiziers wichen darauf die Grenzhusaren und

Univ. Bibl. München

Kosaken beinahe ehrerbietig zurück. Matz sprengte mitten zwischen sie durch, dem Amte zu.

Fort! rief ich meinem Kutscher zu. Er hieb auf seine Pferde ein, und mein Wagen flog hinter dem Pferde des Executors her; neben ihm der Dorfrichter Lieberich; hinter ihm der Wagen mit den Gefangenen; Niemand dachte mehr daran, uns aufzuhalten; die Strasniks machten Front, der Kosakenoffizier sah uns verwundert an; die Kosaken sahen ihren Offizier verwundert an.

Ein gelungener Staatsstreich erzeugt Lust zu neuen. Ich habe später noch mehrere Male, freilich nur mit Matz, in ähnlicher Weise die russische Grenze passirt.

Das Amt Dagutzen lag auf einer kleinen vorspringenden Anhöhe. Lieberich, der schon öfters dagewesen war, bezeichnete eins der Gebäude, ein dem Amtshause gerade gegenüber liegendes, einstöckiges Haus als das Geschäftslocal des Amtes, in welchem sich die Büreaus und auch die Gefängnisse befänden. Das Haus lag mit seiner Rückseite unmittelbar an einem dichten Fichtenwalde. Das Amtshaus lag nach allen Seiten frei.

Meine sämmtlichen Leute waren instruirt. Lieberich und einer der Gefangenwärter hatten vorzüglich das Geschäftslocal mit den Gefängnissen ins Auge zu fassen, Matz und der zweite Gefangenwärter das Amtshaus, der Kutscher den Hof, die Ställe und die Wirthschaftsgebäude, in denen indeß der Gesuchte wohl am wenigsten zu vermuthen war.

Unsere Ankunft auf dem nicht weitläufigen Hofe konnte nicht ohne Geräusch erfolgen; wir kamen zudem zu einer Tageszeit, drei Uhr Nachmittags, an, wo im October auf einem großen Gutshofe allerlei Leben zu herrschen pflegt. Gleichwohl war der Hof völlig leer. Nicht einmal an den Fenstern oder in den Thüren bemerkte man Menschen. Ich mußte leider annehmen, daß man bei dem Aufenthalt an der Grenze durch irgend einen Spion Kenntniß von unserem Eintreffen erhalten hatte.

An einer großen Thür des Herrenhauses fuhr ich vor. Niemand empfing mich.

Ich ertheilte meinen Leuten die näheren Anweisungen, zum getrennten Unterbringen der Gefangenen, hauptsächlich zugleich zur Beobachtung und Beaufsichtigung des Hofes an allen Ecken und Enden.

Ich ging in das Haus. In der Thür begegnete mir ein Herr in einer russischen Civil-Uniform. Er hatte ein feines, tückisches Gesicht.

Ich suche den Herrn Amtmann von Michailowicz, sagte ich französisch in höflicher aber gemessener Weise.

Er antwortete mir in derselben Sprache.

Ich bin der Amtmann Michailowicz. Wen habe ich die Ehre bei mir zu sehen?

Ich nan mich.

Er blieb unverändert.

Sein Sie mir willkommen.

Der Herr Rath von Lebestoff ist noch nicht hier? fragte ich.

Auch diese Frage ließ ihn gleichgültig.

Sie erwarten ihn? Er ist noch nicht hier. Aber er pflegt prompt zu sein. Er wird nicht lange auf sich warten lassen.

Er führte mich in das Haus und in ein Zimmer zu ebener Erde.

Ich mußte jeden möglichen Versuch zur Rettung Schallers machen; auch durch directes Auftreten bei dem Amtmann.

Mein Herr, sagte ich, höflich aber gemessener als vorher, erlauben Sie, daß ich die Zeit bis zur Ankunft des Herrn von Lebestoff für einen anderen Gegenstand benutze.

Ich stehe ganz zu Ihrem Befehl, mein Herr.

Ich hatte die Ehre, fuhr ich fort, mich in Betreff des Schullehrers Schaller aus Preußen an Sie zu wenden.

Sie waren so gütig. Ich freue mich um so mehr, Ihnen mittheilen zu können, daß seine Angelegenheit geordnet und er in seine Heimath zurückgekehrt ist.

Mein Herr, der Mann ist in seine Heimath nicht zurückgekehrt.

O mein Herr, das muß ein Irrthum sein.

Kein Irrthum, mein Herr.

Aber ich habe die Beweise von Ihrer eigenen Grenzbehörde. Dem Manne möchte ein Unglück begegnet sein.

Mein Herr von Michailowicz, lassen Sie mich offen zu Ihnen sprechen.

Ich bitte darum, mein Herr.

Der Mann hatte von Ihnen Geld zu erheben.

Hundert Rubel! sagte er höhnisch.

Sie fanden in ihm einen brauchbaren Arbeiter auf Ihrem Büreau.

Er war in der That dankbar für die Aufnahme, die er bei mir fand.

Sie suchten ihn hier zu behalten. Er wollte fort. Sie ließen ihn nicht. Er beschwerte sich; ich mich für ihn. Jetzt war Ihre Ehre

compromittirt. Sie haben einen anderen Menſchen ſtatt ſeiner über die Grenze geſchickt. Wo haben Sie den Preußiſchen Unterthan, den ich hiermit reclamire?

Er hatte ruhig zugehört. Er antwortete mir ruhig, nur wieder nicht ohne Hohn:

Ah, wäre das vielleicht die Angelegenheit, die mir die Ehre giebt, Sie mit dem Herrn von Lebeſtoff bei mir zu ſehen?

Nicht mit ihm, mein Herr; aber hoffentlich mit dem Herrn Oberſten von Bobuchoff.

Auch bei dieſem, von allen Beamten der Grenze gefürchteten Namen blieb er völlig kalt.

Ich werde auch die Ehre haben, den Herrn Oberſten bei mir zu ſehen?

Dieſem Menſchen gegenüber konnte ich allein nichts weiter ausrichten. Ich bat ihn, mir ein Local für meine Amtsgeſchäfte anweiſen zu laſſen. Er führte mich ſelbſt, mit ſeiner vollen bisherigen Höflichkeit, in das Geſchäftsgebäude, wo ſchnell ein paar nebeneinander liegende Stuben für meine und des Raths Lebeſtoff gemeinſchaftliche Geſchäfte eingerichtet wurden.

Gleich nachher kam der Rath Lebeſtoff an. Er war ſehr eilig. Er theilte mir mit, in ſpäteſtens einer Stunde werde der Oberſt Bobucheff nachkommen.

Es fiel mir ein Stein vom Herzen.

Lieberich hatte Zeugen und Inculpaten mitgebracht. Wir begannen unſere Arbeit.

Meine Leute kamen unterdeß nach und nach, mir Nachrichten über den Erfolg ihrer Nachforſchungen nach Schaller zu bringen. Sie konnten mir nur völlige Erfolgloſigkeit melden. Ihren Fragen hatte Niemand Rede ſtehen wollen. Ihr Suchen und Klopfen in Kammern und Kellern, auf Boden und Speicher hatten ihnen nicht einmal ein Anzeichen geliefert, daß Schaller jemals dageweſen ſei.

Noch blieb der Executor Matz übrig. Ich hatte ihn ſeit unſerer Ankunft auf dem Amte nicht wiedergeſehen. Ich erwartete ihn mit Ungeduld. Jeden Augenblick konnte der Oberſt Bobuchoff eintreffen, ſein Aufenthalt war vorausſichtlich nur ein kurzer. Bevor er wieder abreiſete, mußte ich irgend einen Beweis über den Aufenthalt Schallers haben.

Endlich kam Matz. Es war ſchon längſt dunkel. Sein Ausſehen benahm mir faſt alle Hoffnung. Er war blaß, beinahe verſtört.

O, das iſt eine traurige Geſchichte, ſagte er, als er zu mir eintrat.

Haben Sie Schaller gefunden, Matz?

Er verſchloß die Thür zwiſchen meinem Zimmer und dem des ruſſiſchen Raths.

Ich habe ihn gefunden. Aber in welcher Lage. Hätte ich den Anblick nicht gehabt.

Reden Sie, erzählen Sie, Matz.

Er erzählte.

Er war in ſeinen Nachforſchungen auf dem Amte, in der Mühle, im Dorfe nicht glücklicher geweſen als die Anderen. Auch ihm hatte Niemand Rede ſtehen wollen; er ſelbſt hatte keine Spur gefunden. Aergerlich, verdrießlich kehrte er aus dem Dorfe nach dem Amte zurück. Es hatte ſchon angefangen zu dunkeln. In der Nähe des Amtes hört er ein ſonderbares Geräuſch. Es kommt von einem kleinen, niedrigen Häuschen her, das er vorhin für einen Hühner- und Entenſtall erkannt hatte. Er nähert ſich leiſe, und ſieht bald einen Burſchen, der an der ſchmalen Thür des Stalles liegt und damit beſchäftigt iſt, halb die Thür zu öffnen und ein Huhn, das durch die Oeffnung herauswill, raſch abzufangen und ihm in demſelben Augenblicke den Hals umzudrehen. Der Burſch hatte ſchon einen hübſchen Haufen todter Hühner und Enten neben ſich liegen.

Der Executor erkannte ihn. Es war ein Szameitiſcher Burſch, der kurz zuvor bei der Kreisjuſtizcommiſſion wegen eines in Preußen verübten ähnlichen Diebſtahls in Unterſuchung geweſen und nach verbüßter Strafe in ſeine Heimath zurückgeſchickt war.

Ah, Jznius (Jgnatius) Szaukelis, Du ſetzeſt Dein Geſchäft hier fort! Na warte!

Der Burſche bat flehentlich um Gnade.

Wir wollen ſehen, was ſich machen läßt. Vorher aber antworte einmal offen und ehrlich.

Haſt Du auf der Kreisjuſtizcommiſſion den Herrn Schaller geſehen; er führte das Protokoll.

Ich habe.

Haſt Du ihn hier wiedergeſehen?

Hier? Hier nicht.

Burſch, ſoll mein Kantſchu die Antwort holen?

Hier nicht, Poes Wachtmeiſteris.

Der Executor holte mit ſeinem Kantſchu aus.

Hier nicht, Herr Wachtmeiſter; aber dort hinten.

Wo dort hinten?

Auf dem Wege vom Amte zu den Soldatenhütten. Der Kludzweit war bei ihm.

Matz erfuhr von dem Burſchen Folgendes:

Kurz vor unſerer Ankunft war Jemand eilig von der Grenze her auf das Amt gekommen. Wenige Minuten darauf hatte der Polniſche Schreiber ſich nicht minder eilig mit einem Briefe nach dem Ruſſiſchen Lager hin begeben. Dem Schreiber war bald der Kludzweit mit dem Lehrer Schaller gefolgt. Der Kludzweit war bewaffnet, Schaller in Feſſeln geweſen. Der Schreiber und der Kludzweit waren nach einiger Zeit ohne Schaller zurückgekehrt.

Endlich war eine Spur da. Matz ließ den Schimmeiten laufen und eilte in das Lager der Ruſſiſchen Truppen, die für den Bau der neuen Landſtraße in der Nähe ſtationirt waren. Als alter Preußiſcher Unteroffizier durfte er mit ſeinem freien, unerſchrockenen Weſen darauf rechnen, unter den Soldaten bald eine Bekanntſchaft zu machen. Wegen der ihm unbekannten Sprache verließ er ſich auf ſein Glück.

Das aus hölzernen Baracken aufgebaute Lager befand ſich eine kleine Viertelſtunde von dem Amte, dicht an der im Bau begriffenen Landſtraße. Es war militairiſch gebaut, geordnet, und am Eingange mit einem Wachthauſe verſehen. Ein Poſten hielt den Executor an. Gut Freund! rief Matz auf Litthauiſch. Der Poſten erwiderte ihm in einer fremden Sprache etwas. Zum Teufel! rief der Executor auf Deutſch, ſpricht denn hier kein Menſch ein Deutſches Wort? Dobberi Wotka!

Die Deutschen Laute oder diese beiden nicht Deutschen und nicht Litthauischen, aber jedem Russen verständlichen und erfreulichen Worte brachten sofort eine Bewegung in dem Wachthause hervor.

Dobberei Wotka! rief er lauter.

Die ganze Wache stürzte auf ihn zu, umringte ihn. Ein alter Unteroffizier, der die Feldzüge nach Frankreich mitgemacht hatte, sprach Deutsch.

Wotka, habt Ihr, Herr?

An ein Anhalten, an eine andere Frage dachte Niemand.

Ja, Wotka, alter Kamerad. Ihr seid Unteroffizier? ich war auch Unteroffizier. Seht hier: ich habe sogar einen Russischen Orden.

Er trug in der That die Medaille zu dem St. Annen-Orden. Er zeigte sie den Soldaten, die aus der Wachtstube Licht herbeigeholt hatten. Er überreichte die Schnapsflasche dem alten Unteroffizier. Er war den Russen ein höheres Wesen.

Laßt den Andern die Flasche, Kamerad. Ich gehe sogleich in den Krug zurück und bringe Euch, für Euch allein, eine Flasche Rum. Aber vorher ein paar Worte.

Rum gar! Matz hätte von dem Russen haben können, was er wollte.

Sprecht, braver Kamerad.

Ist nicht heute Nachmittag ein Gefangener eingebracht?

Mehrere, Kamerad. Sogar ein Offizier, der sich hatte über die Grenze schleichen wollen. Man sagt, er habe nach Tilsit gewollt, wo es große, schöne Weinstuben giebt.

Ich meine einen Deutſchen.

Von dem großen Hauſe da oben?

Von dem Amte.

Der Kludzweit von dort brachte ihn?

Richtig. Wo iſt der Mann?

Der Mann war ſehr elend, ſehr krank; ſah aus, als ſollte er füſilirt werden.

Den meine ich. Wo iſt er?

Er ſoll morgen auf den Transport nach Sibirien. Er iſt mit den andern Deſerteurs, die auch dahin transportirt werden ſollen, in einem Stalle, dort gleich hinter der Wache.

Aber er iſt kein Deſerteur.

Doch, doch. Ein Deutſcher aus Kowno, der deſertirt und von dem Amtmann da oben eingefangen iſt. So hat der Oberſt ihn einſchreiben laſſen. Ich war dabei als der Befehl kam.

Morgen ſoll er transportirt werden?

Morgen früh geht der Transport ab, eigentlich noch in der Nacht um drei Uhr.

Könnte ich den Mann ſehen, Kamerad.

Nachher, Kamerad, wenn Ihr mir den Rum bringt.

Ich möchte wiſſen, Kamerad, ob es derſelbe iſt, den ich meine. Ich würde dem armen Menſchen dann auch eine Flaſche Rum mitbringen. Ihr wäret wohl ſo gut, ſie ihm zu übergeben.

Das waren für den Ruſſen zwei Flaſchen Rum. Er führte den Executor hinter das Wachthaus. Dort befand ſich ein von feſten Holzbohlen errichteter kleiner Stall. Er war mit Schildwachen umſtellt. Durch ein einziges kleines Fenſter ſah man in ſeinem Innern Licht. Es war gerade hell genug darin, um von außen die in dem engen Raume befindlichen Perſonen beobachten und überwachen zu können. Es lagen fünf oder ſechs Menſchen darin, alle in alten, zerriſſenen Soldatenmänteln, und alle in Ketten. Vor Elend und Angſt ſchon halbtodte Geſichter. Der enge, ſchmutzige Raum, das trübe Licht der Thranlampe machten den traurigen Anblick zu einem unerträglichen. Unter den elenden, zum ewigen Elend Verdammten, erkannte Matz den Lehrer Schaller. — — —

Matz trat zurück, verſprach dem Ruſſiſchen Unteroffizier noch einmal die beiden Flaſchen Rum, eilte zu mir und theilte mir ſeine Entdeckung mit.

Es war sechs Uhr Abends. Um drei Uhr am andern Morgen sollte der Transport nach Sibirien abgehen. Es mußte schleunig, es mußte sofort geholfen werden. Hülfe konnte nur noch bei zwei Menschen gefunden werden. Bei dem Regiments-Obersten, der in dem Militairlager kommandirte, oder bei dem Gendarmerie-Obersten Bobucheff. Dieser war noch nicht da. Jener konnte sich vielleicht jeden Augenblick zum Besuch bei einem benachbarten Edelmann begeben, was häufig geschah.

Ich beschloß, sofort ins Lager zu fahren. Meinem Secretair ließ ich, für den Fall, daß der Oberst Bobucheff während meiner Abwesenheit ankomme, meinen früher geschriebenen Brief an diesen, mit den erforderlichen mündlichen Anweisungen, zurück. Mit Matz, der mich führen, mit Lieberich, der zum Dolmetscher dienen mußte, fuhr ich in das Lager. Im Vorbeifahren an dem Dorfkruge mußte Matz seine zwei Flaschen Rum für den Russischen Unteroffizier mitnehmen.

Wir kamen nach wenigen Minuten an dem Barackenlager an.

Es war die höchste Zeit. An dem Eingange des Lagers hielt eine Equipage mit Livreebedienten und Laternen. Der Dorfrichter Lieberich, der Alles an der Grenze kannte, erkannte auch die Livree und das Wappen auf dem Wagen. Beides gehörte dem Grafen Renneker in dem benachbarten Neustadt. Unzweifelhaft war einer der Stabsoffiziere, höchst wahrscheinlich der Regimentscommandeur selbst, zu dem Grafen eingeladen, und der Wagen wollte ihn abholen. Die Bedienten, die Lieberich fragte, bestätigten es. Es war doppelte Eile nöthig. Matz's Unteroffizier, der, auf seine zwei Flaschen Rum wartend, am Eingange des Lagers uns empfing, übernahm es, aus Dankbarkeit, uns zu dem Obersten zu führen. Fast in demselben Augenblicke begegnete uns dieser: Bedienten leuchteten ihm vor, ein Adjutant folgte ihm.

Es war ein großer, kräftiger Mann, gewandt, rasch in seinen Bewegungen, mit einem scharfen Blicke, einem stolzen Gesichte. So muß ein Oberst, ein General aussehen. Ich trat ihm entgegen und redete ihn in französischer Sprache an. Er blieb stehen und hörte mich höflich an, als ich ihm meinen Namen und Stand genannt hatte.

Sie entschuldigen, Herr Oberst, wenn ich Sie mit meiner dringenden Bitte ein paar Minuten hier aufhalte.

Was wünschen Sie von mir, mein Herr?

Ein Preußischer Unterthan, Herr Oberst, wird auf schändliche Weise hier gefangen gehalten und ist Ihnen, wenigstens in Ihr Lager, heute

unter der falſchen Bezeichnung als Ruſſiſcher Deſerteur zum Transport nach Sibirien abgeliefert worden.

Es ſind mehrere Deſerteure zu dieſem Transport eingeliefert, mein Herr.

Dieſer iſt kein Deſerteur. Er iſt preußiſcher Unterthan. Er hat nie in der ruſſiſchen Armee gedient. Ich reclamire ihn.

Ich bedaure, mich nicht darauf einlaſſen zu können.

Ich reclamire ihn unter der Autoriſation des Herrn Civilgouverneurs zu Wilna.

Ich zog das Schreiben des Grafen Doppelmaier hervor.

Ich hatte mit Einem Schlage meine Sache verdorben. Auch in dem bureaukratiſchen Militairſtaate Rußland geht ein tiefer Riß der gegenſeitigen Eiferſucht zwiſchen Civil- und Militairbehörden.

Ich empfange nur vom Militairgouverneur meine Befehle, ſagte der Oberſt ſtolz und kalt. Kann ich ſonſt noch dienen, mein Herr?

Er machte eine Bewegung der Ungeduld.

Herr Oberſt, der Mann, den ich reclamire, iſt preußiſcher Unterthan.

Machen Sie das mit dem Herrn Grafen Doppelmaier aus.

Er wollte gehen.

Im Namen der Menſchlichkeit, Herr Oberſt. Der Mann iſt brav; er hat nichts verbrochen; er iſt Familienvater —

Ich bedaure, mein Herr, ich empfehle mich Ihnen.

Er ging. Ich wollte ihm nacheilen. Sein Adjutant verſperrte mir den Weg.

Sie ſehen, mein Herr, der Herr Oberſt will Sie nicht mehr ſprechen.

Der Herr Oberſt muß mich ſprechen.

Mein Herr, ſtören Sie die Ordnung und Ruhe des Lagers nicht; ich würde Sie müſſen arretiren laſſen.

Ich bin preußiſcher Beamter und im Dienſte, mein Herr.

Das würde mich nicht hindern.

Der Oberſt war ſchon eingeſtiegen. Sein Wagen fuhr davon.

Ich eilte zu meinem Wagen.

Dem Wagen des Oberſten nach, rief ich meinem Kutſcher zu.

Der Adjutant war mir gefolgt.

Mein Herr, ich kenne den Herrn Oberſten. Sie werden ihn nicht mehr ſprechen. Aber ſo wie er Sie hört, wird er Sie arretiren laſſen und nach Roſſainen, wo der General liegt, oder gar an das Militair-Gouvernement in Wilna ſchicken. Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, daß es ſo kommen wird.

Was ſollte ich machen? Die Drohung ſchreckte mich nicht für mich; aber wurde ſie realiſirt, ſo war der arme Schaller unrettbar verloren.

Mein Herr, eine Bitte an Sie, ſagte ich zu dem Adjutanten. Können Sie nicht die Güte haben, den Transport bis morgen Mittag zu verſchieben.

Um keine Minute, mein Herr.

Auch ein Aufſchub war nicht zu erlangen. Jeder weitere Verſuch im Lager erſchien vergeblich. Das entſchiedene Benehmen des Adjutanten zeigte es mir; ſeine Worte beſtätigten es.

Ich fuhr zum Amte zurück. Der Oberſt Bobuchoff blieb meine letzte Hoffnung. Er war ſo eben angekommen. Ich ließ mich ſofort bei ihm melden. Ich wurde zu ihm geführt. Den Dorfrichter Lieberich nahm ich als Dollmetſcher mit zu ihm. Von dem Rath Lebeſtoff hatte ich gehört, daß der alte Offizier nur Ruſſiſch verſtehe.

Das Ausſehen des ruſſiſchen Gendarmerieoberſten von Bobuchoff entſprach vollkommen ſeiner Stellung und ſeinem Namen. Es war ein kurzer, unterſetzter Mann, mit einem dicken, puſtenden Geſicht, kleinen Augen, aufgeworfener Naſe, aufgeworfenen Lippen, borſtigem, kurz abgeſchnittenem, grauem Schnurrbarte. Er empfing mich mit einer kurzen, etwas plumpen militairiſchen Begrüßung.

Lieberich verdolmetſchte ihm mein Anliegen. Er legte ihm zugleich meine Correſpondenz mit dem Grafen Doppelmaier vor, und überſetzte

ſie ihm, da ſie Deutſch geführt war. Er ſchloß mit meinem Antrage um ſofortige kräftige Unterſtützung meiner Reclamation.

Ich hatte den Oberſten genau beobachtet. Er hörte dem Dorfrichter ruhig zu. Er unterbrach ihn kein einziges Mal. Als Lieberich geendigt hatte, ſah er eine Weile nachdenklich vor ſich hin, ſtrich ſich den Schnurrbart in die Höhe, ſtand auf und ſprach ſehr kurz und trocken zwei Worte.

Ich ſah den Dorfrichter fragend an. Er ſah ärgerlich aus.

Was hat er ihnen geantwortet, Lieberich?

Zwei Worte, Herr Kreisjuſtizrath! Geht nicht.

Fragen Sie ihn, Lieberich, warum es denn nicht geht, und wiederholen Sie es, ſo lange er ſeine beiden Worte wiederholt. Er muß doch endlich eine andere Antwort geben.

Er gab endlich eine andere Antwort; auch eine längere.

Lieberich überſetzte ſie mir: Der Graf Doppelmaier habe ihm von einem preußiſchen Unterthan Namens Schaller nichts geſagt, und er habe ſich nur an die Befehle des Grafen zu halten.

Aber er ſieht den Willen des Grafen aus der Correſpondenz.

Er blieb dabei, er habe keinen Befehl. Den Transport aufhalten könne er ohne den Befehl nicht, und wenn der Transport einmal auf dem Wege ſei, ſo werde weder ich noch der Graf in ganz Rußland irgend einen Menſchen finden, der ihn wieder einholen wolle.

Meine letzte Hoffnung war verloren. Der Oberſt reiſte weiter. Ich warf mich mit einer Art Verzweiflung in die Fortſetzung und Beendigung meines Unterſuchungsgeſchäfts, um nur nicht an den armen

Schaller, seine unglückliche Frau, seine verwaiseten Kinder denken zu müssen. Es war Alles verloren.

Meine Geschäfte waren beendet, wenigstens in Dagutzen und für den Tag. Am folgenden Tage sollten sie in der Gegend von Partreinken wieder beginnen. In Rußland wollte ich die Nacht nicht bleiben; ich hätte mein Quartier nur bei dem schuftigen Amtmann, oder bei dem Edelmann nehmen können, dem der Rath Lebestoff schon so lange zur Last lag. Beides wollte ich nicht. Ich kehrte über die Grenze zurück, um in dem benachbarten Coadjuthen zu übernachten.

Es war etwa neun Uhr Abends, als wir die Grenze passirten; in derselben Reihefolge, in der wir sie nach Rußland hin überschritten hatten. Diesmal machte uns auch der Kosakenoffizier keine Schwierigkeiten. Er stand bei unserer Ankunft vor dem Cordonhause, und befahl sofort, nachdem er uns erkannt hatte, der Schildwache, uns frei passiren zu lassen. Dies geschah.

Es fiel uns dabei auf, daß eine Wache von drei Mann in dem Einschnitte des Grenzwalls stand. Zugleich glaubten wir zu bemerken, daß es auch auf dem Grenzwall zu beiden Seiten des Cordonhauses, bis weit hin, ungewöhnlich lebendig sei.

Da muß heute Abend etwas los sein, bemerkte der Dorfrichter Lieberich, zu mir an den Wagen reitend. Sonst liegen sie schon um acht Uhr auf der Streu und schlafen wie die Ratten.

Er sollte Recht haben, und wir sollten auch bald erfahren, was los sei.

Wir waren etwa funfzig Schritte weit auf preußischem Gebiete gefahren, als wir, zuerst Matz, bemerkten, daß Jemand in einiger Entfernung von dem Wege zwischen den dort befindlichen Fichten immer neben uns herging, als wenn er uns folge. Wegen der herrschenden großen Dunkelheit war nichts näher zu unterscheiden.

Ich reite zu dem Menschen hin, sagte der Executor. Ich muß wissen, wer es ist.

In demselben Augenblicke kam der Mensch rasch auf den Weg und auf meinen Wagen zu.

Die Herren sind Deutsche? fragte er leise, in einem geläufigen, reinen, nur etwas fremd accentuirten Deutsch.

Wir sind Deutsche, antwortete ich ihm. Und Sie, mein Herr?

Er war dicht vor den Wagen getreten, und ich konnte trotz der Dunkelheit bemerken, daß er ein Mann von sehr gutem Aussehen

war. Er trug bürgerliche Kleidung und über dieſe, halb offengeſchlagen, einen Mantel, der mir ein Offiziersmantel zu ſein ſchien. Auch verrieth ſein eigenthümlich kurz geſchnittener Schnurrbart, daß er Soldat ſein müſſe.

Mein Herr, erwiderte mir der Fremde, hätten Sie vor allen Dingen die Güte, nicht anzuhalten, ſondern langſam weiter zu fahren?

Ich ließ langſam weiter fahren. Er ging neben dem Wagen her.

Sie ſind Preußen? fragte er.

Ja, mein Herr.

Dürfte ich mir eine zweite Bitte an Sie erlauben? Hätten Sie die Güte, ſich auf ein paar Augenblicke zu mir zu bemühen: Ich habe Ihnen eine vertrauliche Mittheilung zu machen. Ich bitte Sie dringend darum.

Der Mann ſprach wirklich im Tone des dringenden, verlegenen Bittens. Ich fand kein Bedenken auszuſteigen und zu ihm zu gehen. Wir gingen neben dem weiter fahrenden Wagen her.

Ich bin in einer halb verzweiflungsvollen Lage, mein Herr, und muß mein Schickſal in Ihre Hand legen. Darf ich es?

Sie werden keinen Verräther in mir finden, mein Herr.

Ich bin der Ruſſiſche Major von R—, von dem Regimente, das drüben, bei dem Dorfe ſteht. Ihr Name?

Ich bin der Kreisjuſtizrath ***

Wir dürfen von drüben nicht nach Preußen. Ich hatte mich dennoch über die Grenze geſchlichen; zu einem — Ach Sie erlaſſen mir das Nähere.

Der Major war ein hübſcher Mann.

Meine Abweſenheit, fuhr er fort, muß verrathen ſein. Ich finde bei meiner Rückkehr die ganze Grenze in Allarm. Ich kann nicht hinüber. Ich habe auch nicht Geld genug bei mir, um nur den zehnten Theil jener Schufte beſtechen zu können. Dennoch muß ich um zehn Uhr im Lager ſein. Ich werde degradirt, wenn ich nicht da bin.

Das war auf einmal eine Hülfe, die der Himmel mir für Schaller ſandte.

Und was wünſchen Sie von mir? fragte ich mit faſt zitternder Stimme.

Ich ſah ſie ohne Hinderniſſe die Grenze paſſiren, an einer Stelle, die für die gewöhnliche Paſſage geſchloſſen iſt. Ihre Mittheilung, daß Sie Preußiſcher Beamter ſind, beſtätigt meine Vermuthung, daß Sie

ein gewiſſes Privilegium in Ueberſchreitung der Grenze haben müſſen. Können Sie es nicht benutzen, mich über die Grenze zurückzuſchaffen? Ich würde Ihnen ewig dankbar ſein.

Ich ließ mich nicht lange bitten.

Mein Herr, erwiderte ich ihm, ich kann Sie zurückſchaffen mit ſehr leichter Mühe. Aber befinden Sie ſich in einer eigenthümlichen Lage, ſo iſt es mit mir nicht minder der Fall. Ich ſchaffe Sie nur unter einer einzigen Bedingung zurück.

Nennen Sie ſie.

Noch heute Nacht um drei Uhr ſoll ein Unglücklicher, eine Preußiſcher Unterthan, der das Opfer der nichtswürdigſten Gemeinheit geworden iſt, als Deſerteur auf den Transport nach Sibirien gegeben werden. Er iſt in Haft in Ihrem Lager bei Dagutßen. Ich habe den Befehl zu ſeiner Befreiung von dem Civilgouverneur zu Wilna in meinen Händen. Ihr Oberſt wollte den Befehl nicht achten. Meine Reclamation war vergebens. Verſprechen Sie mir die Herausgabe des Mannes, ſofort nach ihrer Rückkehr in das Lager, und ich ſchaffe Sie wohlbehalten in das Lager zurück.

Er ſann einen Augenblick nach.

Der Menſch iſt kein Ruſſiſcher Deſerteur? fragte er.

Nein.

Sie geben mir Ihr Ehrenwort darauf?

Ich gebe es Ihnen.

Wir ſind fertig. Der Menſch iſt in Ihren Händen, innerhalb der nächſten funfzehn Minuten, in denen ich frei jenſeits der Grenze bin.

Auch Sie geben mir Ihr Ehrenwort?

Hier haben Sie es.

Er ſchlug in meine Hand ein.

Ich rief den Dorfrichter Lieberich und den Executor Matz herbei. Ich ſetzte ſie von dem mit dem Major Beſprochenen und von meinem Plane in Kenntniß. Ich wollte mit meinem Wagen ſofort zurückfahren. Der Major ſollte darin den Sitz des Secretairs einnehmen, der zurück blieb. Jene Beiden ſollten mich begleiten. Dem Poſten am Cordonhauſe ſollte erklärt werden, ich hätte in Dagutßen wichtige Papiere vergeſſen, die ich ſchleunig abholen wolle. Keiner hatte etwas gegen den Plan. Wir waren Alle nur voll freudiger Hoffnung für die Rettung des unglücklichen Schaller.

Mein Wagen kehrte um. Der Secretair ſtieg aus. Der Major

ſetzte ſich an ſeine Stelle, ſeinen Militairmantel auf den Boden des Wagens werfend, den Mantel des Secretairs überhängend. So fuhren wir im Trab zur Grenze zurück. Lieberich und Matz ritten vor dem Wagen.

Kutſcherchen, ſagte Matz zu dem Kutſcher, fahre Du nur immer ſchlankweg hinter mir her. Bleib keinen Schritt zurück. Keinen Augenblick hältſt Du an. Auch nicht an dem Wall und nicht am Cordonhauſe, mögen die Kerls dort ſchreien und ſich ſtellen, wie ſie wollen.

Wir kamen wieder an den Grenzwall. Der ganze Einſchnitt des Walles ſtand voll von Grenzſoldaten.

Matz und neben ihm der Dorfrichter ſprengten, ohne anzuhalten darauf zu.

Hau' auf die Pferde, Kutſcher. Immer dicht hinter mir!

Halt da! Halt da! rief es in dem Einſchnitt des Walles.

Platz da! Platz da! rief Matz.

Wir haben etwas vergeſſen, rief der Dorfrichter auf Ruſſiſch den Ruſſen zu. Wichtige Papiere. Wir müſſen ſie holen.

Halt! Halt!

Zum Teufel mit Eurem Halt! Ich ſage Platz! Platz im Namen des Königs von Preußen!

Der Executor ſprengte mitten in den Haufen der Koſaken und Straßniks. Er hieb mit ſeinem Kantſchu rechts und links um ſich. Er hatte auch diesmal die rechte Art der Behandlung getroffen. Die Grenzſoldaten wichen nach rechts und nach links zurück. Die beiden Reiter paſſirten frei, mein Wagen paſſirte frei.

Wir fuhren in demſelben ſchlanken Trabe weiter, direct nach dem Lager der Truppen.

Ich fragte unterwegs den Major, ob er ſich durch Befreiung des Gefangenen keiner ſchweren Verantwortung ausſetze.

Er lachte.

Wenn der Menſch nicht wirklich ein Deſerteur iſt, ſo bekümmert ſich mein Oberſt nicht um ihn, der Ihnen wahrſcheinlich überhaupt nur zeigen wollte, daß er von keinem Civilbeamten Befehle anzunehmen habe.

Bekümmert ſich aber der Oberſt nicht darum? Pah, in der Franzöſiſchen Revolution wurde Mancher vergeſſen, auf den Guillotinekarren geworfen zu werden, ſo wird bei uns Mancher aus Vergeſſenheit nicht in die Kibitke geworfen, die ihn nach Sibirien bringen ſollte. Ueberdies, mein Herr, habe ich jedenfalls Kenntniß von Ihrer Correſpondenz mit dem Grafen Doppelmaier.

Der Wagen hielt am Eingange des Lagers. Der Major ſprang hinaus.

Warten Sie hier. In drei Minuten bin ich wieder bei Ihnen.

Nur Matz folgte ihm.

Mein raſch erdachter und raſch unternommener Plan war bis dahin in jedem einzelnen Punkte ohne alle Schwierigkeit geglückt. Es lag auch kein beſonderer Grund zu der Annahme vor, daß er ferner ſcheitern könne. Ich hatte das Ehrenwort des Majors, der wie ein Ehrenmann ausſah, und dem es in ſeiner Stellung nicht an Mitteln fehlen konnte, ſein Wort zu löſen.

Die drei Minuten waren noch nicht verfloſſen, als der Major zurückkehrte.

Schaller war bei ihm, unter dem Mantel des Secretairs, den der Major getragen hatte; in Ketten noch, aber die Ketten mit Stroh bewickelt, damit ſie nicht raſſelten.

Matz folgte.

Raſch wieder fort, ſagte der Major.

Mein Herr, ich bleibe ewig Ihr Schuldner.

Ich wollte ihm noch lebhafteren Dank ſagen. Er war ſchon fort.

Der befreite Gefangene konnte kein Wort ſprechen. Er konnte ſich kaum aufrecht halten. Matz warf ihn zu mir in den Wagen. Der Wagen flog im Galopp zur Grenze zurück.

Was macht meine Frau?

Es waren die erſten Worte, die der Gerettete an meiner Seite ſprach.

Sie iſt geſund.

Alſo nicht wahnſinnig geworden?

Sie iſt ganz geſund.

O Gott ſei gedankt. Das war nur immer meine Furcht.

Nur an ſein braves Weib hatte der brave Mann gedacht.

Er ſprach nicht weiter. Auch ich ſchwieg. Noch immer lag es mir ſchwer auf dem Herzen. Noch immer konnte der unbedeutendſte Zufall Alles, Alles, was ich erreicht hatte, wieder vernichten.

Wir erreichten das Cordonhaus. Sämmtliche Grenzſoldaten waren auf den Beinen, wie vorhin. Auf dem Walle zu beiden Seiten war es fortwährend lebendig. Sie warteten noch immer auf den Major, der ihnen verrathen war.

Meinem Wagen wurden keine Schwierigkeiten gemacht.

Habt Ihr die Papiere gefunden? fragte den Dorfrichter höflich der gutmüthige Koſakenoffizier.

Alles wie wir wollten, rief der jubelnde Dorfrichter.

Wir fuhren durch den Einſchnitt des Walles, über den Graben; wir waren auf Preußiſchem Boden.

Gottlob, Gottlob, ich bin frei! rief der Gerettete, und er hob die mit den Ketten belaſteten Hände zum Himmel empor.

Ich ließ den Wagen halten.

Hier, Matz, bringen Sie den braven Koſaken und Straßnik Alles was ich an Ruſſiſchem Gelde bei mir führe. Wenn ſie auch nicht an unſerer Freude theilnehmen können, ſo ſollen ſie doch ihre Freude haben.

Matz brachte ihnen das Geld. Er kam erſt nach einer Weile zurück.

Herr Kreis-Juſtizrath, das koſtet einen neuen Rock.

Auf Ruſſiſche Weiſe hatte Jeder den Saum ſeines Rockes ergreifen wollen, um ihm zu danken. Sie hatten ihm den Rock zerriſſen.

Es war beinahe Mitternacht, als wir in Coadjuthen ankamen. Dort wurde der Schmied geweckt, um den Befreiten auch aus ſeinen Ketten auszuſchmieden.

Die Ruſſiſchen Ketten ließen ſich leicht zerſprengen.

Ich fuhr dann ſofort mit Schaller weiter. Was ſchadete es, wenn am andern Morgen einmal der Ruſſiſche Rath auf mich warten mußte? Ich hatte oft genug auf ihn warten müſſen. Schaller ſagte nichts. Aber die Sehnſucht nach ſeiner Frau und ſeinen Kindern verzehrte ihn. Ich brachte ihn in ſein Dorf.

Vor dem Dorfe ſtiegen wir aus. Wir gingen zu Fuße nach ſeinem Hauſe.

Es konnte vier Uhr Morgens ſein, als wir in dem Dorfe ankamen. In dem ſpäten October war es noch dunkle Nacht. In dem Hauſe brannte ein Licht. Es war in der Schlafkammer. Wir traten an das Fenſter. Wir ſahen in die Kammer. Das Licht erleuchtete ſie.

An der Wand ſtand das Ehebett. Es war leer. Es war unberührt geblieben.

Vor dem Bette ſtanden ein kleineres Bett und eine Wiege. In

dem Bettchen lagen die zwei älteſten Kinder des Schullehrers; in der Wiege das jüngſte. Alle drei ſchliefen, ruhig, feſt, geſund, blühend.

Und die Mutter?

Sie lag auf den Knieen, an der Wiege des jüngſten Kindes, neben einem hölzernen Stuhle, auf dem die Lampe brannte. In der Hand hielt ſie ein Gebetbuch. Aber ihre Blicke waren zum Himmel hinaufgerichtet, und nur ihre Thränen fielen auf das Buch. Sie hatte die ganze Nacht gebetet und geweint.

Weib, Du biſt erhört worden, ſagte ich leiſe.

Mein Begleiter aber ſchluchzte laut und krampfhaft.

Er hatte noch nicht geweint.

Die Frau fuhr zuſammen.

Sie ſprang auf.

Die Gatten lagen einander in den Armen.

Um jedem Mißverſtändniſſe vorzubeugen, erklärt der Schreiber der obigen Zeilen nochmals ausdrücklich, daß er in dieſer Geſchichte nicht betheiligt geweſen iſt, daß ſie ihm aber von einem Freunde als in ihren Hauptbeſtandtheilen wahr, erzählt ward.

Eine Hochzeits-Einladung.

Im Anfange der vierziger Jahre — ich war damals in Berlin angeſtellt — erhielt ich eines Tages durch die Stadtpoſt folgende Einladung:

Hierdurch ergebenſt einzuladen, ſich zu der Verehelichung ihres Untergebenen am 18 dieſes Monats Abends 9 Uhr in dem Hauſe Neue Langeſtraße No. 15 einzufinden.
Berlin, 15. Juli. Dr. Max Arensberg.

Max Arensberg hat Hochzeit? Max Arensberg verheirathet ſich, hat ſich alſo verlobt?

Ich traute meinen Augen nicht. Aber die Buchſtaben, die Worte ſtanden deutlich da, ich konnte ſie nicht wegdisputiren.

Sollte ſich ein Anderer einen ſchlechten Scherz mit mir und mit ihm gemacht haben? Aber es war ſeine Handſchrift. Ich hatte ſie ſo

oft geleſen, ich kannte ſie genau. Ich konnte auch ſie nicht wegdisputiren.

Sollte er ſelbſt einen Scherz gemacht haben? Es lag wohl in ſeiner Art. Dazu die ungewöhnliche Stunde, und ich hatte mich lange nicht um ihn bekümmert, beſucht hatte ich ihn nie, ich wußte nicht einmal, wo er wohnte. Nur im Allgemeinen hatte ich von ihm erfahren, er habe ſein Quartier da draußen vor dem Hamburger oder Roſenthaler Thore, wo, wie er mit großer Freude hinzuſetzte, die Berliner Diebe zu Hauſe ſeien, die mir ſo viele Laſt machten. Wollte er durch dieſen Scherz mich veranlaſſen, ihn zu beſuchen?

Aber wozu denn die auch für einen Beſuch ungewöhnliche Stunde?

Und — da fiel mir auch etwas ein, richtig, daß mußte es ſein. Vor einem Vierteljahre ungefähr hatte er mir von einer Liebſchaft erzählt, von einer unglücklichen Liebe zwar; zu einem Bürgermädchen, die nichts von ihm wiſſen wolle und ihn obendrein mißhandle und verhöhne. Er war dazumal recht unglücklich geweſen und hatte darum noch ſeine Witze über ſich ſelbſt gemacht. Aber er konnte endlich doch erhört und glücklich geworden ſein. Schon manches ſpröde Bürgermädchen hat ihren ſtolzen Sinn gewandelt, und wenn Max Arensberg auch an manchem Anderen, was zum Leben gehört oder nicht gehört, an jenem zu wenig, an dieſem zu viel hatte, er war doch Doctor der Philoſophie, und die Philoſophie, wenn man im Leben auch ſonſt mit ihr keinen Hund ſoll unter dem Ofen hervorlocken können, hier konnte ſie doch zuletzt das Mädchenherz zur Liebe verlockt haben.

So mußte es ſein. Ich freute mich herzlich für den braven Max Arensberg. Wenn ein armer Doctor ein Bürgermädchen heirathet, ſo hat das Bürgermädchen in der Regel auch Geld. Max Arensberg hatte ſo viele Jahre Armuth und Noth tragen müſſen. Die beſſere Lage war ihm wahrhaftig zu gönnen.

Zu ſeiner Hochzeit mußte ich, der Entſchluß ſtand in mir feſt.

Ich kannte ihn ſchon lange. Ich liebte ihn, wie er an mir hing. Er war ein ſo braver Menſch, und ſeine Geſchichte war ein ganzer Roman. Freilich einer von jenen Romanen, die ein Romanſchreiber nicht zu wählen pflegt, denn es war nur eine recht traurige Mannsgeſchichte, und ſolche traurige Geſchichten ſind ja nur ſehr ordinair.

Ich hatte ihn in folgender Weiſe kennen gelernt.

Als junger Referendarius war ich einmal an ein Gericht in einer

kleinen Landſtadt geſandt, um während der Badezeit einen Richter zu vertreten.

In dem Städtchen lebten viele Juden, die aber damals noch in einer einzigen entlegenen engen, krummen, finſteren und ſchmutzigen Gaſſe zuſammenwohnen mußten. Die Judengaſſe in Frankfurt am Main verhielt ſich zu der Judengaſſe des Städtchens, wie die Zeil in Frankfurt am Main zu der Judengaſſe daſelbſt.

Unmittelbar vor dem Ein- und Ausgange jener Judengaſſe ſtand, oder lag vielmehr in Ruinen eine alte chriſtliche Kirche, und rund um ſie herum lag ein alter, gleich der Kirche längſt nicht mehr gebrauchter Kirchhof.

Mitten auf dieſem Kirchhofe ſah ich eines Tages, als ich an ihm vorüberging, ein gar ſonderbares Bild.

Auf einem, zu einem Kreuze geformten Leichenſteine ſaß ein Judenjunge von ungefähr vierzehn Jahren. Es war der häßlichſte Judenjunge, den man ſehen konnte. Seine Geſtalt war lang und ungalant, ſeine

Knochen plump, sein Mund groß, seine Nase dick, das Gesicht quittegelb, das schwarze Haar mehr zottig als wellig. Und dabei war er so schmutzig und so zerlumpt. Er gehörte so ganz zu jener schmutzigen, finsteren, häßlichen Judengasse.

Und doch hatte der Bursche etwas Interessantes und sein Anblick stieß nicht völlig ab. Wenn er den großen Mund aufthat, sah man die schönsten weißen Zähne, und aus den großen, pechschwarzen Augen leuchtete ein großes und helles Stück Verstand und Klugheit hervor.

Die eigenthümliche Lage, in der er sich befand, erweckte geradezu Interesse für ihn.

Er war von der sämmtlichen Jugend und den sämmtlichen alten Weibern der Nachbarschaft des Kirchhofes umgeben.

Und Alle schrieen und lärmten und tobten und schimpften und drohten wie besessen auf ihn ein. Dennoch that Keiner von ihnen ihm etwas, Keiner wagte, nur ihn anzurühren.

Und der Bursch wußte das. Er saß ruhig und furchtlos auf dem Leichensteine mitten unter ihnen. Ja, er verhöhnte sie und forderte sie heraus, er lachte ihnen spöttisch entgegen und zeigte ihnen eine entsetzlich lange Zunge.

Dann war es wohl possirlich anzusehen, wie die alten Weiber die Jungen, und die Jungen die alten Weiber auf ihn losbetzten; aber näher trat ihm Keiner, im Gegentheile, wenn er sich erhob und Miene

machte, als ob er auf ihn einstürzen wolle, so stoben sie wild nach allen Seiten auseinander, und erst, wenn er laut lachend sich wieder auf den Stein setzte, wagten sie, zu ihm zurückzukehren.

Ich fragte eine der alten Weiber, was das Alles zu bedeuten habe. Sie war wüthend.

Kein Jude, Herr, darf über diesen Kirchhof gehen. Es ist ein geweiheter christlicher Kirchhof. Der Jude würde ihm die Weihe wegnehmen, und in ungeweiheter Erde kann kein Todter ruhen. Darum ist es ein altes Recht dieser Stadt, daß ein Jude gehängt wird, der einen Fuß auf den Kirchhof setzt, und seit Menschengedenken ist kein Jude hinaufgekommen. Da wagt es heute dieser Judenjunge und verhöhnt die Leute dabei, und es ist eine Sünde und eine Schande, daß er das darf und daß ihm kein Mensch etwas anhaben kann, daß er sich gar auf das Kreuz da hat setzen dürfen, ein Jude auf ein Kreuz, und daß man ihn nicht hinunterwerfen kann. Denn, sehen Sie, Herr —. Aber, ha, da werden wir ihm doch Meister. Endlich bekommt er seinen Lohn. Jetzt muß er daran!

Das Weib sprang von mir in den Haufen zurück.

Der ganze Haufe erhob ein Triumphgeschrei.

Der Judenjunge erblaßte.

Eine Menge Männer kamen mit Dreschflegeln und langen Stangen auf den Kirchhof. Sie naheten sich mit raschen Schritten.

Jetzt biſt Du verloren, Jude! ſchrie der Haufe um ihn her. Jetzt wirſt Du todtgeſchlagen.

Den Kopf hatte er verloren. Die Gefahr, todtgeſchlagen zu werden, mußte alſo auch für ihn nahe ſein.

Er ſah ſich ängſtlich nach einem Auswege nach ſeiner Judengaſſe um, aber ſie war ein ganzes Ende von ihm. Er wagte nicht, ſich nur zu rühren.

Die Männer mit den langen Stangen und Dreſchflegeln kamen näher. Ihre Geſichter waren drohender als ihre Waffen.

Hier galt es einen raſchen Entſchluß, wenn ein Unglück verhütet werden ſollte. Er ſelbſt konnte ihn nicht mehr faſſen.

Ich faßte ihn. Ich drang in den Haufen, ergriff den Burſchen bei ſeinem ſchmutzigen Kamiſolkragen und riß ihn mit mir.

Und wie ſie vorher nicht gewagt hatten, ihn anzurühren, ſo wichen ſie auch jetzt ſcheu vor ihm zurück, als ich ihn durch ihre Mitte riß.

Ich hatte mit ihm den Kirchhof verlaſſen, bevor die Männer ankamen.

Die alten Weiber forderten zwar noch wohl Verfolgung, aber man mußte mich, den „neuen Richter“, erkannt haben, wir wurden nicht verfolgt.

Der Jude hatte unterdeß am ganzen Leibe gezittert. Die Angſt macht andern Leuten Beine. Ihm hatte ſie ſie genommen. Ich mußte ihn fortſchleppen.

So wie er aber ſah, daß er nicht weiter verfolgt wurde, hatte er wieder ſeinen Uebermuth, und er lachte laut auf.

Das feige Volk! höhnte er nach dem Kirchhofe hin.

Burſch, ſagte ich, Du zitterſt ja ſelbſt wie Espenlaub.

Ei, Herr, ſie hätten mich auch todtgeſchlagen, wenn ſie mich gefaßt hätten. Und ich bin ja ein Jude.

Und warum ſchiltſt Du jene feige?

Er wollte ſich ausſchütten vor Lachen.

Dann erzählte er mir Folgendes:

Kein Jude ſoll auf den Kirchhof kommen, und er liegt uns doch vor der Naſe. Und kein Jude wagt auch, hinaufzugehen. Sie ſchimpfen und wüthen gegen die Hunde von Chriſten, die es ihnen verbieten, aber den Muth haben ſie nicht; und ſo treiben ſie es ſchon ſo lange, wer weiß, ſeit wie vielen Jahren. Das hat mich geärgert und da bin ich denn heute hinaufgegangen, bei hellem Tage, daß alle Leute es ſehen

mußten. Ach, wie haben sie sich geärgert, die Juden und die Christen, und wie haben sie geschimpft. Und dann sind die dummen Juden in den Tempel gelaufen, um für mich Gebete zu halten, und da sitzen sie noch, und die Narren von Christen hätten mich unterdeß beinahe todtgeschlagen.

Aber Bursch, fragte ich ihn, wie konntest Du Dich in die Gefahr begeben? Muth hast Du nicht viel gezeigt, als es darauf ankam, ihn zu zeigen, und Du wußtest es vorher; Du sagst ja selbst, daß Du darin Jude seiest?

Er lachte von Neuem.

Das dumme Volk! Als sie mich zerreißen wollten, alle die alten Weiber und die großmäuligen Straßenjungen, da sagte ich ihnen, wer mich anrühre, der werde verzaubert, taub und blind und blödsinnig dazu; ich sei um Mitternacht auf ihrem Kirchhofe gewesen und hätte ein Grab von einem Kinde geöffnet, das ungetauft gestorben sei, und der Leiche hätte ich zwei Finger abgeschnitten und die hätte ich getrocknet und darüber hätte ich Zauberſprüche aus einem uralten jüdischen Buche gesprochen, und die trüge ich nun bei mir, und damit könne ich nun Alles verzaubern, was ich nur anrühre. Oh, Herr, da hätten sie sehen sollen, wie sie vor mir auseinander flogen, wenn ich mich auf meinem Leichensteine nur umsah. Oh, die Juden sind dumm, aber die Christen sind noch dummer.

Bursch, Du sprichst zu einem Christen.

Er sah mich listig an.

Aber zu keinem abergläubischen, Herr.

Dann fuhr er fort:

Und doch hatte ich mich verrechnet. Ich hatte an die langen Stangen und Dreschflegel nicht gedacht, mit denen sie mich todtschlagen konnten, ohne mich zu berühren, und, Herr, wenn ein Jude einmal falsch gerechnet hat, so verliert er den Kopf ganz und gar.

Der Junge gefiel mir. Ich mußte ihn näher kennen lernen.

Ich schenkte ihm ein paar Silbergroschen. Er solle sich Seife dafür kaufen und sich rein waschen und dann am andern Tage zu mir kommen.

Am andern Tage kam er. Er hatte sich rein gewaschen; er trug auch nicht mehr seine Lumpen, aber verzweifelt alte Kleidungsstücke, aus einem Trödelladen, der dahinten in der Judengasse gewiß schon funfzig bis sechzig Jahre existirte; und Alles war ihm entweder zu kurz oder

zu lang. So ſah er erſt recht häßlich aus; die Lumpen hatten wenigſtens zu ihm gepaßt.

Aber je häßlicher er war, deſto mehr zog der Burſch mich an; und auch je mehr ich ihn kennen lernte. Er war ein Jude, mit allen Schwächen und Gebrechen ſeines Stammes; allein er wußte, daß er das war, und er wußte es mit einem wunderbaren Gemiſch von Selbſtironie und von Trotz gegen ſich, gegen ſeinen Stamm, gegen die Chriſten, die den Juden nicht zum Beſſerwerden aufkommen ließen und ihn dennoch haßten, verachteten, verſpotteten.

Als er in meine Stube trat, hatte er mit einem einzigen, ſchnellen, durchdringenden Blicke Alles überſehen, was darin war, loſe, oder niet- und nagelfeſt.

Burſch, was ſchauſt Du Dich ſo um? fragte ich ihn.

Er lachte wieder.

Herr, ich mußte mir geſchwinde überſchätzen und berechnen, was das Alles hier in der Stube werth iſt. Es iſt mir das wohl angeboren.

Nun, und biſt Du mit Deiner Schätzung fertig geworden.

Bis auf Eins, Herr.

Das iſt?

Die Bücher da, die kann ich nicht taxiren. Die kommen in unſerem Handel nicht vor; damit geben ſich andere Juden ab, wie ich gehört habe. —

Ich fragte ihn nach ſeinen Lebensverhältniſſen.

Wie er heiße?

Mottchen.

Dein voller Name, Burſch!

Markus Aaron.

Dein Familienname! Wie heißt Dein Vater?

Er iſt todt. Er hieß Aaron Markus.

Hatte er keinen bürgerlichen Namen? Das Gesetz befiehlt doch, daß Ihr ihn führen sollt.

Er lachte wieder.

Weih mir, mein Vater ist schon vor dem Gesetze gestorben. Und als ich einen Namen annehmen wollte, war meine Mutter es wohl zufrieden, aber meine Großmutter, die das Geld hat, schwor, sie wolle Alles an den Tempel vermachen, wenn ich einen andern Namen annähme, als den meines Großvaters, der Markus Aaron geheißen hat, wie ich. Nun, die Alte kann nicht ewig leben, und wenn sie nichts mehr an den Tempel vermachen kann, dann habe ich schon einen hübschen Namen für mich.

Und der heißt?

Er ist eigentlich nur eine Uebersetzung von Markus Aaron und meine Großmutter kann mir also nicht einmal fluchen. Max Arensberg werde ich mich nennen. Nicht wahr, Herr, ein hübscher Name? Und ein hübscher Bursch bin ich auch, und, wenn ich dazu einmal ein Gelehrter werde, dann soll die Welt noch sprechen von dem schönen und gelehrten und vornehmen Juden Herrn Max Arensberg. Und wissen Sie noch eins, Herr? Wenn ich ein Gelehrter bin, dann kann ich auch die Bücher da taxiren, dann giebt es in der Welt nichts mehr, was ich nicht taxiren könnte.

Also ein Gelehrter willst Du werden?

Wie ich Ihnen sage. Ich studire schon jetzt alle Bücher, die ich in unserer Judengasse auftreiben kann. Hören Sie mir das nicht an? Ich spreche doch besser, als die andern Judenjungen. Ich muß das Lesen nur heimlich treiben. Wenn die Juden es sehen, so schreien sie Mord und Fluch über mich; ich wolle ein Christ werden, von dem Glauben der Väter abfallen, die Bücher verdürben die Menschen, am meisten die Juden.

Und was willst Du studiren, Max Arensberg?

Nennen Sie mich noch Mottchen. Was ich studiren will? Alles will ich studiren. Ich will ein Gelehrter, ein berühmter Gelehrter werden.

Zum Studiren gehört Geld, Mottchen.

Weiß ich es doch, Herr. Aber meine Großmutter hat zweihundert Thaler. Die gehören mir, wenn sie stirbt und sie nicht an den Tempel vermacht hat. Davon gebe ich meiner Mutter hundert Thaler, damit sie keine Noth zu leiden hat, und von dem Rest studire ich.

Von hundert Thalern?

Damit kommt ein ordentlicher Jude zehn Jahre aus, Herr, wenn er auch keinen Dreier dazu verdient. —

So hatte ich den späteren Doctor Max Arensberg kennen gelernt.

Er kam öfter, bald täglich zu mir. Er konnte bei mir leſen, ohne daß die Juden in der Judengaſſe es erfuhren. Er verſchlang alle meine Bücher.

Nach ſechs Wochen war mein „Kommiſſarium“ bei dem Gerichte des Städtchens zu Ende. Ich wurde wieder anderswohin verſetzt. Nach einiger Zeit erhielt ich in einer weit entfernten Provinz des Staats eine Anſtellung.

Von dem Juden Mottchen hörte ich nichts wieder.

So waren zehn Jahre verfloſſen.

Ich war Rath an einem Obergerichte.

Eines Tages ließ ſich ein Doctor Max Arensberg bei mir anmelden.

Der Judenjunge Mottchen fiel mir ein.

Er war es.

Er war auch noch ganz das frühere Mottchen, äußerlich wie innerlich. Es hatte ſich nur Alles mehr an und in ihm entwickelt.

Er war noch viel länger und ungelenkiger und plumper und häßlicher geworden; ſein Mund hatte ſich entſetzlich vergrößert und ſelbſt ſeine weißen Zähne waren gewachſen.

Aber ſauber und reinlich trug er ſich.

Und ſauberer und reinlicher, möchte ich ſagen, hatte ſich auch die Entwickelung ſeines Innern geſtaltet. Aus dem Trotze des unterdrückten

Judenjungen war das stolze Streben, aus der Unterdrückung sich herauszukämpfen, emporgewachsen; aus der Eitelkeit war Ehrgeiz geworden. Dabei war dennoch etwas von seinem Trotz und von dieser Eitelkeit zurückgeblieben. Und seinen Humor und seine Ironie hatte er ganz bewahrt.

Als er kaum in meine Stube getreten war, hatte sein Blick auch schon wieder Alles überflogen, was sich darin befand. Dann mußte er selber darüber lachen.

Ja, ich kann es noch nicht lassen. Es liegt mir nun einmal im Blute. Ich mag mich darüber ärgern, so viel ich will, noch immer muß ich taxiren, wenn ich in eine Stube trete, und jetzt, Herr Rath, kann ich doch Ihre Bibliothek abschätzen. Es hat mich freilich Geld genug gekostet, und noch Anderes dazu. Ich habe ausstudirt; aber die Juden haben mich verflucht, ich bin in ihren Augen nur noch ein Abtrünniger, und von meinen hundert Thalern habe ich nur noch zehn Thaler übrig behalten. Davon kann ich allerdings nach richtiger Rechnung noch dreizehn Monate und zehn Tage leben. Bis dahin werde ich ja wohl etwas geworden sein.

Und was haben Sie studirt?

Alles.

Und Sie wollen werden?

Zunächst preußischer Richter.

Wie?

Sie erstaunen? Sie sagen, das ist nicht möglich, das kann nicht geschehen, noch nie ist ein Jude preußischer Richter gewesen!

Sind Sie denn noch Jude?

Sollte ich dem Troße der Feiglinge und Schwächlinge nachrennen?

Aber in der That, noch war kein Jude preußischer Richter.

Darum gerade will ich es werden. Kein Gesetz verbietet es. Nur der Unverstand. Dem Unverstande muß man, will ich entgegentreten.

Er wird siegen, wie immer.

Soll man deshalb feige vor ihm fliehen? Ihn immer tiefer und weiter sich einfressen lassen? Ich habe gegen die Dummheiten und Vorurtheile der Juden gekämpft. Jetzt gehe ich gegen die der Christen, der gesammten sogenannten christlichen Gesellschaft an. Falle ich, so ist doch immer meine Niederlage ein Sieg für die Zukunft, und wahrhaftig nicht blos für die der Juden, sondern für die der ganzen Menschheit, der Menschlichkeit.

Er meldete sich bei dem Gerichte zur Aufnahme als Auscultator, die erste amtliche Vorbereitungsstufe für den Richterdienst.

Er hatte Recht gehabt. Kein Gesetz in Preußen verbot auch damals, Juden als Richter zuzulassen. Die „Staatsraison" war aber einmal eine andere. Das war bekannt, und kein Jude hatte bisher gewagt, um eine Richterstelle, oder auch nur um Zulassung zu den Vorbereitungsstudien sich zu bewerben.

Ich vergesse das Aufsehen nicht, das im Collegium über das Gesuch des Juden entstand, der die Frechheit hatte, Königlich Preußischer Ober-Landesgerichts-Auskultator werden zu wollen. Man wurde um so zorniger, da man kein Gesetz auffinden konnte, das dem Begehren entgegen stand. Ein alter Rath hatte endlich ein altes Justizministerialrescript entdeckt, in welchem vorgeschrieben war, daß der Candidat für

die Auskultatur neben den Zeugnissen über seine Ausbildung auf Gymnasien und Universitäten auch sein Taufzeugniß beibringen müsse, und ein pfiffiger Rath fand gar im Gesetze selbst, nämlich in der Allgemeinen Gerichtsordnung Theil drei, Titel vier, Paragraph 12, die Vorschrift, daß ein wesentliches Erforderniß bei der Zulassung des Auskultators zum Referendariat, dem zweiten Vorbereitungsstadium für das Richteramt, „ein ordentlicher Lebenswandel und ein nach den Vorschriften der Vernunft und des Christenthums eingerichtetes Betragen" sei.

Da war man über alle Verlegenheit hinweg, und der Zorn verwandelte sich in Triumph. Max Arensberg erhält einen höflichen Bescheid, sobald er den vorschriftsmäßigen Erfordernissen genüge und sein

Taufzeugniß beibringe, auch Garantie für einen nach den Vorschriften der Vernunft und des Christenthums eingerichteten Lebenswandel leiste, stehe durchaus kein Hinderniß weiter entgegen, ihn zu der gesetzlichen Prüfung als Auskultator zuzulassen.

Er kam mit dem Bescheide lachend zu mir.

Ist meine Niederlage nicht ein Triumph? Kann man ärger die Vernunft todtschlagen wollen? Aber wer vermochte die Vernunft todtzuschlagen? Auch Euer Preußisches Staats- und Gerichts-Christenthum nicht.

Und was wollen Sie nun werden? fragte ich ihn.

Literat! Ich gehe nach Berlin! Ich kämpfe nun in anderer Weise gegen Dummheit, Vorurtheil, Unvernunft.

Er zog nach Berlin, und wieder hörte ich viele Jahre nichts von ihm.

War er zu Grunde gegangen?

Auch der Literaturjude hat mit Vielen in der Welt zu kämpfen, und wenn er ein ehrlicher, braver Mensch ist, erliegt er nur zu oft in dem Kampfe.

Ich hörte nichts von ihm. Wäre er nicht zu Grunde gegangen, so hätte ich nothwendig irgend etwas von ihm hören müssen. So meinte ich.

Ich sollte nicht ganz Recht und nicht ganz Unrecht gehabt haben.

Zwölf Jahre später war ich nach Berlin versetzt.

Eines Morgens führte mich der Zufall schon früh um neun Uhr in die Josty'sche Conditorei unter der Stechbahn, schräg dem Königlichen Schlosse gegenüber.

Es waren nur wenige Personen anwesend, außer ein paar alten pensionirten Offizieren vier oder fünf Herren, die zu einem Absynth die so eben angekommenen Zeitungen durchflogen. Sie waren von verschiedenem Alter, trugen aber Alle verzweifelt abgeschabte Röcke und hatten Alle ausgeprägte bittere Absynthgesichter.

In der Steheli'schen Conditorei am Gendarmenmarkte hatte ich einmal zu derselben frühen Morgenstunde eine ähnliche, nur größere Versammlung gesehen, und ich hatte gehört, daß das die Berliner Zeitungscorrespondenten seien, die zu der frühen Stunde aus den frisch angekommenen Zeitungen sich überzeugen wollten, ob ihre Correspondenzen aufgenommen seien und zugleich Stoff zu neuen Mittheilungen sammelten.

Die abgeſchabten Röcke und Bittergeſichter in der Joſty'ſchen Conditorei ſchienen mir ähnlichen Individuen anzugehören, vielleicht irgend einer Colonie der Steheliſchen Verſammlung. Ich ſollte mich nicht darin geirrt haben.

Ich hatte kaum einige Minuten geſeſſen, als die Geſellſchaft Zuwachs erhielt.

Eine lange, hagere, ungelenkige, entſetzlich häßliche Judengeſtalt trat ein.

Ich erkannte ſie auf der Stelle. Es war der Doctor Max Arensberg.

Er begrüßte ſich mit den Anderen, wie Einer, der zu ihnen gehörte.

Sein Rock war auch eben ſo fadenſcheinig und abgeſchabt, wie ihre Röcke waren. Aber er hatte kein Bittergeſicht wie ſie.

Dafür war ſein Geſicht ſo blaß, ſo eingefallen, ſo krank, ſo verhungert krank.

Das Herz that mir weh, als ich ihn ſah und erkannte.

Er ſah, er erkannte auch mich.

Einen Augenblick ſchoß ihm alles Blut in's Geſicht, daß ich ihn ſo wieder finden mußte. Dann lachte er laut über ſeine Verlegenheit, ſeine Scham.

Zu Grunde gegangen war er also nicht. Er war sogar, wenigstens etwas, noch der Alte.

Ich mußte mit ihm draußen unter die Stechbahn gehen. In der Conditorei konnten wir nicht allein plaudern.

Ja, ja, das kann aus dem Menschen werden, sagte er draußen. Ich hatte es nicht gedacht, als ich vor zwölf Jahren hierher ging. Aber Sie!

Ich hatte eine Zukunft für Sie gehofft. Hätte ich mich getäuscht?

Aber haben Sie mich denn noch nicht angesehen?

Sie scheinen eine Krankheit überstanden zu haben.

Teufels, ja, eine Krankheit. Sie hat nur etwas lange gedauert. Zwölf Jahre jetzt und ich sehe ihr Ende noch nicht. Andere Leute nennen sie das Elend. Man kann sie auch das Literaturjudenthum, specieller das Zeitungscorrespondenzenthum nennen.

Sie leben hier als Zeitungscorrespondent?

Ja. Ich wollte in den Zeitungen von mir reden machen, und nun muß ich von Anderen darin reden. Ich wollte mir Ruhm erwerben, und nun bin ich Schreiber gar über die Ruhmlosigkeit Anderer. Ich träumte von einer Weltreformation und lebe von Alltagsklatsch. Ich wollte ein großer Mann werden, und gehöre zu jenem — er zeigte nach den Bittergesichtern in der Josty'schen Conditorei — jämmerlichen Burschen und schreibe Hof- Stadtklatsch — denn über etwas Anderes darf man nicht berichten — in obscure Provinz- und Winkelblätter, zehn Zeilen zweispaltig für ein paar Silbergroschen. Ich war ja Jude und —

Auf einmal brach er ab.

Oh, entschuldigen Sie. Ich bin gleich wieder bei Ihnen.

Er rannte von mir.

Aus dem Portale des königlichen Schlosses nach der Schloßfreiheit hin war ein königlicher Lakai gekommen, seinen Weg nach der Schleusenbrücke nehmend.

Ihm lief er nach.

Er holte ihn ein. Er sprach ihn sehr höflich an. Der Mann antwortete ihn mit sehr herablassender Gönnerschaft. So sprachen sie, weitergehend, mit einander, bis sie auf den Werderschen Markt kamen. Dort trennten sie sich, Max Arensberg kehrte zu mir zurück.

Er war sehr glücklich.

Herrliche Nachrichten! Und nagelneu von politiſcher Wichtigkeit! Wenn mir dieſe ſchuftigen Redactionen dafür nicht mehr als die paar Silbergroſchen zahlen, dann — oh, man muß ſich zu menagiren wiſſen. Ich war wahrhaftig auf dem Wege zu ſchwören, daß ich ihnen dann kein Wort mehr für ihre ſchlechten Zeitungen ſchreiben wolle, und das wäre Selbſtmord geweſen und den Selbſtmord verbietet ja das Chriſtenthum.

Er betonte das Wort Chriſtenthum. Er hatte vorhin ſchon betont: ich war ja Jude. Ich wollte ihn fragen, ob er es nicht mehr ſei. Aber er ließ mich in ſeiner Freude nicht zu Worte kommen.

Teufel, das wird mir Anſehen geben! Meine Correſpondenzzeichen haben ohnehin ſchon angefangen, Aufmerkſamkeit zu erregen. Oh, es kann mir doch etwas einbringen. Eine Zulage beſtimmt!

So wichtige Nachrichten haben Sie erhalten? fragte ich ihn.

Sehr wichtige.

Von jenem königlichen Lakaien?

Um Gotteswillen, ſprechen Sie das Wort nicht laut aus. Und es war auch kein bloßer Lakai, es war ein Kammerlakai.

Er hatte mit großer Wichtigkeit geſprochen. Plötzlich lachte er wieder laut auf. Es war endlich einmal wieder ſeine alte Manier.

Oh, Sie waren in der Provinz. Sie haben gewiß ſchon von meinen Correſpondenzen geleſen.

Es iſt möglich. Ich kenne Ihre Zeichen nicht.

Es kommt auch nicht darauf an. Sie haben auch andere Zeitungen geleſen, vornehme, die vornehmſten, die Augsburger, die Kölniſche, den Hamburger Correſpondenten. Dort geſchieht es noch mehr, als in jenen kleinen Provinzblättern.

Aber was geſchieht?

Ei, ich muß mit der Sache gleich herauskommen! Ich ſprach eben mit dem königlichen Kammerlakaien. Er iſt ein braver Menſch, er hat mich liebgewonnen, er macht in Judenbekehrung. Ich erhalte daher ſeine Mittheilungen ſogar umſonſt. Meine Collegen — jene Schnapsgeſichter da — müſſen ſich mit Reit — und Rollknechten begnügen und ſie auf Doppelkümmel traktiren. Junge und hübſche ſchnappen auch

wohl hin und wieder die Gehülfin einer Küchenmagd oder die Kammerjungfer einer Kammerjungfer aus dem Schloſſe auf. Und nun ſehen Sie. Wenn wir in ſolcher Weiſe etwas Neues erfahren haben, dann ſetzen wir uns flugs hin und ſchreiben an unſere Zeitungen: Soeben erhalte ich von Jemanden, der ſich in den höchſten Cirkeln der Reſidenz bewegt, die wichtige Mittheilung, daß — Oder: Sie können das, was

ich Ihnen mittheile, als authentisch annehmen, ich habe es aus der unmittelbaren Umgebung der hohen Person selbst, welche die Worte gesprochen hat. Jene Jungen und Hübschen, die mit den Heldinnen der Küche und des Stubenbesens verkehren, schreiben: Ihre königliche Hoheit, die Prinzessin X., war auf dem gestrigen Hofballe bezaubernd; eine Dame die das Glück hatte, sich in ihrer nächsten Nähe zu befinden, versicherte mich, die Toilette der Prinzessin habe Alles übertroffen, was man an Glanz, Eleganz und Geschmack sehen könne. Wer recht frech ist, schreibt, wenn er mit seinem Rollknechte aus der Schnapskneipe kommt: In einem Salon, in welchem die ausgezeichnetste Gesellschaft verkehrt, wurde mir das positiv versichert und so weiter, und so weiter. — Und wenn Publikus das liest — Teufel, es bekommt Respekt vor dem vornehmen Correspondenten, der unmittelbar in und mit der vornehmsten Welt — der Residenz so ungenirt umgeht und dann sich herabläßt, das, was er dort vernommen, weiter mitzutheilen. Die Redactionen glauben mitunter selbst daran. Und der Zeitungscorrespondent hatte unterdeß Rollknechte und Küchenmägde mit Schnaps traktirt, um Stoff für zehn Zeilen zweispaltig zu gewinnen — Aber, entschuldigen Sie nochmals. Meine Neuigkeit brennt mich. Sie erscheint noch heute als brennende Thatsache in sechs Zeitungen. Die Menge bringt es.

Er eilte fort. —

Ich suchte ihn, sobald ich Zeit hatte, wieder auf. Ich erfuhr seine Berliner Schicksale näher. Es war nur das Detail von dem, was er im Allgemeinen mir schon gesagt hatte. Er faßte selbst zusammen:

Was ist namentlich zu dieser Zeit ein armer Berliner Literaturjude? Die Regierung hat seinen Werth noch nicht erkannt und kann ihn noch nicht gebrauchen. Christen gebrauchen ihn, als wenn er ein Christ und sie Juden wären. Vornehme, aufgeklärte Juden werfen ihm Brosamen hin, wie Christen einen Juden, die Andern speien vor ihm aus, als einem Abgefallenen, und werfen ihn vor die Thür. So bin ich unter jenen Troß gerathen, der für die Zeilen bezahlt wird, und mein Rock ist schäbig und mein Leib verhungert geworden. Mein Geist ist mir aber klar geblieben und hoffentlich mein Herz brav.

So war es.

Er mußte oft zu mir kommen er kam gern zu mir. Er fand Liebe bei mir und — er konnte sich satt essen.

Das dauerte ein halbes Jahr. Er war wieder froher und frischer geworden. Er war wieder ganz der Alte. Er war noch mehr. Sein Geist hatte seine frühere Unruhe verloren, zu seinem Humor hatte sich eine ruhige Milde gesellt.

Auf einmal kam er seltener zu mir. Er war zerstreut. Sein Körper magerte wieder ab. Auf seinem Inneren schien ein Druck zu liegen. Ich fragte ihn, was ihm fehle. Er leugnete, daß ihm etwas fehle.

Nach einiger Zeit kam er gar nicht mehr.

Ich wartete mehrere Wochen vergebens auf ihn. Dann suchte ich ihn in der Josty'schen Conditorei auf, zu jener frühen Morgenstunde, wo er, wie ich wußte, täglich da war.

Aber ich traf ihn nicht. Die Bittergesichter waren da, er nicht.

Ich erkundigte mich bei ihnen nach ihm. Sie hatten ihn gleichfalls schon seit mehreren Wochen nicht gesehen. Sie wußten auch nichts von ihm. Nur seine Correspondenzzeichen sehen sie noch regelmäßig in den Zeitungen, sagten sie. Er müsse also noch leben, und zwar in Berlin.

Seine Wohnung wußte Niemand. Er hatte sie auch mir nie nennen wollen. Im Wohnungsanzeiger stand sein Name nicht.

Ich fragte zuletzt die Josty'schen Leute nach ihm. Da erfuhr ich, daß er noch in die Conditorei komme, aber nur unregelmäßig und immer nur des Abends, wenn es schon dunkel sei. Er durchfliege schnell die Zeitungen und entferne sich nach kurzer Zeit wieder. Er scheine übrigens kränklich zu sein, und müsse viel husten.

Ich kehrte zum Abend in die Conditorei zurück, um ihn zu treffen. Aber ich mußte es mehrmals wiederholen, bis er wieder hinkam.

Ich hatte ihn seit vier bis fünf Wochen nicht gesehen. Ich fand ihn sehr verändert. Sein Aussehen war leidend, krank, das Gesicht gelb, die Backen durchscheinig; den Körper konnte er kaum aufrecht halten; die großen, schwarzen Augen hatten keinen

Glanz mehr. Er war wieder entſetzlich häßlich, aber man ſah die Häßlichkeit nicht über den Jammer der Geſtalt.

Was fehlt Ihnen, Arensberg.

Nichts.

Er mußte heftig huſten, als er das Wort ſprach.

Aber Sie huſten!

Ja.

Schon lange?

Seit einigen Wochen.

Haben Sie einen Arzt gefragt?

Wozu? Ich huſte nur Blut.

Aber Menſch, gerade darum.

Und viel Blut habe ich, wie Sie ſehen, nicht zu verlieren. Warum alſo ſich lange quälen, wenn man ein kurzes, ſtilles Ende haben kann.

Lieber Arensberg, Sie ſind ein Narr geworden, oder Sie haben ein großes Unglück gehabt.

Beides, Beides! Und Beides dauert, wenn ich nicht irre, genau ſo lange, als ich lebe.

Laſſen Sie uns ernſthaft ſprechen.

Ich ſpreche verdammt ernſthaft, doch nein. Sie haben Recht. Alſo ſprechen wir jetzt ernſthaft.

Er lachte laut auf, wie früher, aber doch ſo anders. Es war kein Humor mehr in dem Lachen, nur noch Bitterkeit, und als er recht ausholen wollte, überholte ihn ein ſchneidender Huſten, der ihm die Bruſt zu zerreißen drohte.

Dann fuhr er fort, indem er leiſer ſagte:

Ja, ich bin wirklich ein Narr geworden. Ich habe mich verliebt, in meinen alten Tagen, mit meiner ganzen Häßlichkeit, als armer Zeitungsſchreiber, in ein junges, hübſches Bürgermädchen, das mich aus-

lacht und verhöhnt, wenn und wo sie kann. — Nun wissen Sie Alles. Leben Sie wohl. Nächstens sollen Sie mehr von mir hören.

Damit ließ er mich allein.

Seitdem hatte ich ihn noch einmal gesehen, flüchtig. Ich war ihm zufällig auf der Straße begegnet.

Er sah wohler aus; er hatte sogar Farbe im Gesicht. Sein Gang schien leichter.

Es geht Ihnen besser? fragte ich ihn.

Endlich. Ich habe von den Redactionen Zulage erhalten.

Ich gratulire.

Nächstens werden Sie mir zu noch Mehrerem gratuliren.

Wirklich? Auch zu — zu jenem Bürgermädchen?

Zu noch mehr.

Er eilte an mir vorüber.

Er hatte die letzten paar Worte doch in einem so zweideutigen Tone gesprochen. Wenn ich mich näher besann, so meinte ich auch, die Röthe in seinem Gesichte sei eine so eigenthümliche, so verrätherische gewesen. Aber ich konnte mich in jenem, wie in diesem geirrt haben.

Und als ich nun einige Monate später jene Einladung zu seiner Hochzeit von ihm erhielt, war ich überzeugt, daß ich mich geirrt hatte.

Ich hatte seit jener Begegnung auf der Straße bis zu dieser Einladung gar nichts von ihm weder gesehen noch gehört.

Der Einladung zu folgen, stand natürlich bei mir fest. Ich freute mich darauf, den braven Menschen, den ich bisher nur in Mühe, in Sorge und Entbehrung gesehen hatte, endlich auch einmal im Glücke zu finden.

Der Abend des 18. Juli war ein warmer, stiller Sommerabend.

Ich wohnte am Leipziger Platze.

In der neuen Bergstraße war ich noch nie gewesen. Ich wußte nur, daß sie draußen vor einem der drei Thore, dem Oranienburger, Hamburger oder Rosenthaler, liegen müsse. Jedenfalls kannten die Droschkenkutscher sie genauer, und jedenfalls war es vom Leipziger Platze aus ein weiter Weg dahin.

Ich ging zu der Haltestelle der Droschken auf dem Leipziger Platze, um eine zu nehmen.

Zurück, wenn es auch in der Nacht spät werden sollte, konnte ich

zur Stadt mich ſchon zurechtfinden, und eine Fußpromenade in der ſchönen Sommernacht dachte ich mir reizend.

Ich ſtieg in die erſte beſte Droſchke.

Neue Bergſtraße Nummer funfzehn, ſagte ich dem Kutſcher.

Nummer funfzehn, Herr? fragte er, wie zweifelnd, ob er richtig gehört habe.

Ja.

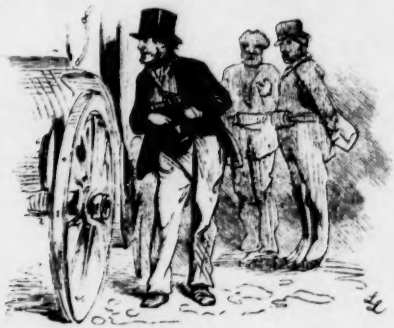
Er fuhr dennoch nicht gleich ab.

Du da, fragte er ſeinen Nachbar, biſt Du in der Neuen Bergſtraße bekannt?

Ich denke, war die Antwort.

Giebt es da eine Nummer funfzehn?

Nummer funfzehn? Ich meine, es ſtänden nur acht oder zehn Häuſer in der kleinen neuen Straße.



Das meine ich auch; laß uns rechnen.

Sie rechneten.

Eins, zwei, drei, vier gleich vorn. Dann noch hinten ein paar. Richtig, es ſind nur höchſtens acht oder zehn da.

Mein Kutſcher wandte ſich wieder zu mir.

Herr, ich glaube nicht, daß in der Neuen Bergſtraße eine Nummer funfzehn iſt.

Doch. Fahrt nur.

Es ſind nur erſt wenige Häuſer da.

Vielleicht ſtehen mehrere unter demſelben Dache.

Das wäre möglich.

Er fuhr ab.

Sein und ſeines Kameraden Zweifel fielen mir dennoch auf. Die Droſchkenkutſcher in Berlin kennen auf ein Haar die Straßen der großen Stadt und in jeder Straße die Anzahl und die Lage der Häuſernummern. In der Hauptſtadt des guten Preußen, in dem jede öffentliche Kreatur ihre Examina machen muß, werden ſie ja darüber examinirt.

Dennoch glaubten ſie Beide nur an höchſtens zehn Nummern.

Lag hier doch eine Myſtification vor? Aber welcher Art konnte ſie ſein?

Ich fuhr getroſt weiter.

Der Kutſcher fuhr in die Leipziger-, aus dieſer links in die Friedrichsſtraße hinein, dem Oranienburger Thore zu.

Es war drei viertel auf neun Uhr, als ich vom Leipzigerplatze abgefahren war.

Es war ſchon völlig dunkler Abend.

Die Droſchke fuhr durch das Oranienburger Thor in die Chauſſeeſtraße hinein, aus dieſer ſodann rechts in die Invalidenſtraße.

Ich beſchäftigte mich mit der Hochzeit, der ich entgegenfuhr.

Wie ſollte ich den guten Arensberg finden? Gewiß war er wieder hergeſtellt. Ein Kranker, ein Schwindſüchtiger, ein dem Tode Naher macht keine Hochzeit.

Wer war ſeine Braut? Jenes hübſche, ſchnippiſche, ſpröde Bürgermädchen, die ihn ausgelacht und verhöhnt hatte? Hatte ihr ſpröder, böſer Sinn ſich gebeſſert? Wer war ſie? Daß ſie jung und hübſch war, hatte er geſagt.

Und — ich mußte beinahe in meiner alten Droſchke laut auflachen. Und er war der häßliche, ungelenke Jude, und der Jüngſte war er auch nicht mehr. Er war nahe an den vierziger Jahren, und er ſah aus, als wenn er ſchon tief in den Funfzigern wäre. Welch einen ſonderbaren Kontraſt mußte er der hübſchen, friſchen Braut gegenüber bilden!

Aber war denn das hübſche, junge Bürgermädchen die Braut? Konnte es nicht eine Andere ſein, vielleicht eine Alte, Häßliche, wie er, an die er aus Aerger über jene ſich gehängt hatte? Seinem Trotze

ſah es ähnlich. Ganz hatte er zwar den früheren Trotz des Judenjungen nicht mehr, der den Chriſten zum Aerger auf den Kirchhof ging, auch des jungen Doctors nicht mehr, der der preußiſchen Bureaukratie zum Aerger Richter werden wollte. Wie lange hatten Haß und Feindſchaft der Menſchen, und Armuth, Hunger und Elend jenen Trotz ſchon gebrochen! Aber ſie hatten ihn doch nicht ganz vernichten können, etwas war davon zurückgeblieben.

Und wenn gar eine alte, häßliche, reiche Jüdin die Braut wäre, die für ihr Geld Frau Doctorin werden wollte? Zu noch mehr ſollte ich ihm gratuliren, hatte er das letzte Mal ſo ſonderbar geſagt. Ich wußte noch immer nicht, ob er Jude geblieben oder Chriſt geworden war. Ich hatte mehrmals fragend darauf hingedeutet; er war immer einer beſtimmten Antwort ausgewichen.

Ich mußte die Hochzeitsfeier weiter verfolgen. Welche Gäſte ſollte ich vorfinden? Wen außer mir, von ſeinen Freunden und Bekannten? — Juden aus ſeiner Heimath, jenem kleinen Provinzſtädtchen? Sie hatten ihm zwar ſchon längſt geflucht, aber eine Heirath mit einer alten, reichen Jüdin ſöhnt Vieles aus, unter Chriſten wie unter Juden. Sollte ich Jemanden von ſeinen hieſigen Collegen treffen, jene Bittergeſichter bei Feſty? Von anderen Bekannten hatte er nie geſprochen. Und was für Leute von Seite der Braut? Wäſcherinnen, Näherinnen, Mädchen für Alles, oder gar Kammerjungfern, Schneider, Schuſter, Weber, gar Unteroffiziere, wenn das hübſche Bürgermädchen die Braut war? Oder, wenn es die alte, häßliche Jüdin war, ehrwürdige Mitglieder der Berliner Judenſchaft, prangend mit goldenen Uhren und Ketten und ſchwerer Seide aus ihren Trödelläden unterm Mühlendamme und am Molkenmarkte, ſtolz auf ihren vollen Beutel und alten Stamm, paradirend mit den vornehmſten Namen des Erd- und Thierreichs?

Er ſelbſt hatte mir einmal mit vielem Humor erzählt, wie er in einer jüdiſchen Geſellſchaft zu Berlin geweſen und in einem Zimmer die Geographie, in dem andern aber die Naturgeſchichte vertreten gefunden habe. Dort die Bamberger, Ellwanger, Warſchauer, Stettiner, Elſaſſer, Wiener, Wertheimer, Oppenheimer, Caſſeler u. ſ. w.; hier die Adler, die Wölfe, die Bären, und jene unendlichen Löwenvariationen, Löwenberg, Löwengarten, Löwenheim, Löwenſohn und wie ſie Alle weiter hießen. Nur der hohe Adel ſtand ihnen an Kühnheit und Mannigfaltigkeit der Erfindung nach.

Und er zwiſchen all den Damen und Herren dieſer geographiſchen und naturhiſtoriſchen Ariſtokratie, niedergedrückt von ihrem Bewußtſein voller Beutel und von der Zärtlichkeit der alten, häßlichen Braut, und doch auch wieder gehoben von dem Gefühle: Du brauchſt Dein Brod nicht mehr zu verdienen mit zehn Zeilen zweiſpaltig für ein paar Silbergroſchen!

Ja, meine Leſer, es iſt ein erhebendes Gefühl, wenn man ſich das ſagen kann. —

Meine Droſchke fuhr nicht mehr in der Beleuchtung der Gaslaternen der oben genannten Straßen. Sie war links in eine Seitenſtraße hineingebogen. Das Pferd ging im Schritt.

Wo ſind wir, Kutſcher? fragte ich zum Wagen hinaus.

In der Neuen Bergſtraße, Herr.

Wir waren vorn in der Straße.

Ich ſah mich nach beiden Seiten der Droſchke um.

Es war für einen Sommerabend ungewöhnlich dunkel, am Himmel hingen Wolken.

Laternen brannten in der entlegenen Straße nicht.

Weit konnte ich daher nicht in ſie hineinſehen. Ich ſah nur links einige wenige Häuſer, rechts ſtanden gar keine: dort war nur Buſchwerk, hohes und niedriges, als wenn ſich ein großer, parkähnlicher Garten da befinde.

Nummer funfzehn konnte, wenn die Zahlen an dieſem Eingange der Straße anfingen, hier noch nicht ſein.

Der Kutſcher fuhr auch an den wenigen Häuſern vorüber.

Die Straße blieb dann eine Zeit lang zu beiden Seiten ganz leer von Häuſern. Rechts zog ſich noch das Gebüſch an ihr entlang.

Dunkel blieb ſie immer.

Auch menſchenleer. Niemand begegnete uns, und es war erſt kaum neun Uhr vorbei und wir waren mitten im Sommer, und die Luft war trotz jener heranziehenden Wolken, milde und erquickend. Freilich waren wir auch an einem der äußerſten Enden von Berlin.

Aber —: Eine verzweifelt eigenthümliche Gegend für eine Hochzeitsfeier, mußte ich bei mir denken.

Und dann auch: Eine alte, reiche Jüdin iſt die Braut doch wohl nicht. Die würde hier nicht wohnen, und auf keinen Fall in dieſem verlorenen Winkel, wo kein Menſch es hört und ſieht, Hochzeit machen.

Ich wurde neugieriger auf diese Hochzeitsfeier.

Wir waren wieder zu Häusern gekommen. Sie lagen zu beiden Seiten der Straße. Es waren freilich wieder nur wenige.

Das Gebüsch rechts von der Straße hatte aufgehört. Die paar vereinsamten Häuser lagen frei in jener unendlichen Sandfläche, an die Berlin nach Norden stößt. In der Dunkelheit des Abends konnte Einem hier fast schauerlich werden.

Der Kutscher hielt mitten in der Straße, einem Hause gegenüber. Es lag rechts; es hatte kein Gegenüber.

Sind wir am Ziele, Kutscher?

Wenigstens am letzten Hause in der Straße. Ich war noch nie bis hierher gefahren.

Er klatschte mit seiner Peitsche.

Ich besah mir das Haus. Es war ein ganz gewöhnliches zweistöckiges Gebäude, so viel man in der Dunkelheit sehen konnte. Es lag ohne alle Beleuchtung da; in keinem Fenster auch nur die Spur eines Lichtes.

Eine Hochzeit wurde hier nicht gefeiert.

Ein Fenster öffnete sich.

Wo ist hier Nummer funfzehn? fragte der Kutscher.

Hier nicht, antwortete eine schnippische, jugendliche Frauenstimme.

Welche Nummer hat denn dieses Haus?

Nummer vierzehn.

So muß doch Nummer funfzehn in der Nähe sein.

Dieses Haus ist das letzte in der Straße.

Und hat auch die letzte Nummer?

Nun ja — Schafskopf, wurde halbleise hinzugesetzt.

Na, in Berlin sind wir noch, sagte der Kutscher.

Dann wollte er umdrehen.

Er wurde daran verhindert.

Eine zweite Frauenstimme sprach aus demselben Fenster, aus dem die erste kam, eben so frisch, aber weniger schnippisch, als jene.

Zu wem wollen Sie denn? fragte sie.

Ich mußte antworten.

Wohnt hier in der Straße ein Doctor Arensberg? fragte ich zurück.

Auf einmal lachten die beiden Stimmen hell auf.

Du, zu dem verrückten Judendoctor will er.

Zu Deinem!

Zu Deinem, ſagte die Eine zu der Andern. War ich hier unter dem Fenſter des Bürgermädchens, das ſeine Liebe verhöhnt und mißhandelt hatte? Jene Schnippiſche war wohl dazu im Stande geweſen, und recht boshaft und höhniſch lachen konnten ſie alle Beide.

Dann war es doch wohl die alte, häßliche Jüdin, die er heirathet.

Das Lachen hörte auf.

Der wohnt vorn in der Straße, rief eine der beiden Stimmen kurz aus dem Fenſter heraus.

Darauf wurde eben ſo kurz das Fenſter zugeſchlagen.

In welcher Nummer? fragte der in Berlins Straßennummern lebende Kutſcher noch.

Sie kennen ihn alſo? wollte ich fragen.

Das Fenſter blieb zugeſchlagen. Aus dem Hauſe kam keine Antwort, kein Laut mehr.

Der Kutscher kehrte um.

Wir müssen schon an den vorderen Häusern weiter fragen.

Er fuhr zu den vorderen Häuser zurück.

Vor einem derselben hielt er. Es waren ein paar Fenster hell darin.

Er klatschte wieder mit seiner Peitsche.

Eins der Fenster öffnete sich.

Wo ist hier Nummer funfzehn? fragte der Kutscher.

Nummer funfzehn? erwiderte gedehnt und wie nachsinnend eine Mannesstimme.

Ja.

Warten Sie einen Augenblick.

Die Gestalt des Mannes verschwand aus dem Fenster in das finstere Zimmer.

In dem Zimmer sprachen mehrere Stimmen mit einander.

Dann erschien die Gestalt wieder in dem Fenster.

Sie fragen doch nach Nummer funfzehn in der Neuen Bergstraße?

Nun ja.

Die hat noch keine Nummer funfzehn.

Zum Teufel!

Es möchte denn da drüben das Haus des Todtengräbers die Nummer bekommen haben.

Ich fuhr beinahe aus dem Wagen hinaus.

Was? rief ich.

Wir vermuthen es, antwortete der Mann im Fenster, weil auf dieser unserer Seite die Nummern anfangen, und weil es das letzte, oder vielmehr das erste Haus auf jener Seite ist.

Der Mann sprach so schrecklich ruhig, vernünftig, berechnend.

Mir flog das Blut durch die Adern.

Von welchem Hause sprechen Sie? fragte ich.

Sie hören ja, von dem Hause des Todtengräbers da drüben.

Des Todtengräbers?

Ja, auf dem Sophienkirchhofe.

Der liegt da drüben?

Hier gerade gegenüber, und gleich vorn zwischen den hohen Bäumen dort steht die Wohnung des Todtengräbers.

Ja, das ist der Sophienkirchhof, bestätigte der Droschkenkutscher.

Ich ſprang aus dem Wagen.

Kennen Sie einen Doctor Arensberg? fragte ich noch zu dem Fenſter hinauf.

Ich habe den Namen nie gehört.

Der Mann machte ſein Fenſter zu.

Ich war in einer großen Aufregung.

In das Haus des Todtengräbers, auf den Kirchhof, zu der Stätte der Todten hatte Max Arensberg mich eingeladen? — Feiert man da Hochzeiten? — Mit dem Tode wird man da wohl vermählt; von ſeinen kalten Knochenarmen wird man da umfangen; in das Grab legen ſie Einen da. — Aber ein Traualter für die friſche Liebe, weiche, warme, glühend umfangende Arme, roſige, blühende Lippen, wo wären die auf einem Kirchhofe zu finden?

Aber eine alte, häßliche, reiche Jüdin —! Sie hat auch kalte Knochenarme und keine roſig blühenden Lippen!

Aber ich Thor, wie käme die auf den chriſtlichen Sophienkirchhof in Berlin?

Wie käme aber auch er dahin? Gehuſtet hatte er zwar wohl ſchon lange, und auch Blut, und als ich ihn das letzte Mal ſah, trug er jene eigenthümliche, verdächtige Röthe im Geſicht, die man Kirchhofsblume nennt. Auf den Kirchhof können dieſe Blumen wohl bringen. Aber nicht den Juden auf den Chriſtenkirchhof. War er gar noch Chriſt geworden, wenn auch nur in ſeinem alten Trotze, um auf einem chriſtlichen Kirchhofe, den er früher nicht hatte betreten dürfen, dennoch zuletzt für immer auszuruhen, von allen Mühſeligkeiten und Plagen, die Chriſt wie Jude in dieſem Leben haben?

Allein warum ſollte denn in dem Hauſe eines Todtengräbers nicht auch eine Hochzeit gefeiert werden dürfen? Kann man nicht Hochzeit halten überall, wo nur der Raum für die Hochzeitsgeſellſchaft iſt? Und muß dieſe denn nothwendig eine große Geſellſchaft ſein? Konnte nicht auch der Todtengräber auf dem Sophienkirchhofe zu Berlin eine ſtattliche Wohnung haben? Und nicht auch eine ſtattliche Tochter, oder Nichte, oder Schweſter oder dergleichen Anverwandtin dazu?

Da hinten in Nummer vierzehn hatte mein alter Freund Jener, wie es ſchien, ſchon die Kur gemacht. Aber wenn er ſich dort den Korb geholt hatte, warum brauchte er denn in ſeinem Liebesärger gleich

zu dem Extreme einer alten, häßlichen Jüdin zu laufen? In der Nachbarschaft, in Nummer funfzehn, konnte er es näher und beſſer finden.

Ich mußte doch zu ſeiner lebendigen, fröhlichen Lebenshochzeit eingeladen ſein. Wozu ſonſt auch? Wirklich zu ſeinem Begräbniſſe? Wie hätte er, und gar drei volle Tage vorher, auf Tag und Stunde ſelbſt dazu einladen können? —

Warten Sie, bis ich zurückkehre, ſagte ich zu dem Droſchkenkutſcher.

Ich ging auf die andere Seite der Straße.

Ich ſtand vor einem hohen eiſernen Geländer.

Gleich hinter dieſem war dichtes Buſchwerk.

An einer Stelle konnte ich hindurch ſehen. Ich befand mich wirklich an einem Kirchhofe. Ich ſah in der Dunkelheit Kreuze, andere Grabdenkmäler, Gräber, Gänge, die zwiſchen durch führten, dann wieder Buſchwerk, im Hintergrunde hohe Baumgruppen. Ein Haus konnte ich nicht ſehen.

Ich horchte, ob ich nichts hören könne. Bei einem Hochzeitsmahle pflegt nicht immer Todtenſtille zu herrſchen. Hochzeitsgäſte ſind gern laut. Freilich iſt es bei mancher Hochzeit ſtiller, als bei manchem Begräbniſſe.

Ich hörte nichts. Auf dem ganzen großen Kirchhofe kein Laut, der an mein Ohr gedrungen wäre.

Ich ging an dem Geländer entlang. Nach wenigen Schritten kam ich an eine Gitterthür; zuerſt war eine kleinere, unmittelbar daran ein größeres Fahrthor. Dieſes war verſchloſſen, jene ſtand offen.

Ich ging hindurch auf den Kirchhof.

Es war auch hier überall dunkel und ſtill.

Vor mir waren mehrere Wege.

Ein breiter Fahrweg führte geradeaus, mitten zwiſchen die Gräber.

Ein Fußpfad zog ſich rechts dicht an dem Geländer entlang. Er ſchien nach einem Hauſe unter hohen Bäumen hinzuführen.

Zwiſchen hohen Bäumen, hatte in dem Hauſe drüben der Mann geſagt, liege das Haus des Todtengräbers; nach jener Gegend hatte er zugleich hingedeutet.

Ich ſchlug den Fußpfad ein.

Ich ging langſam. Ich blieb mehrere Male ſtehen.

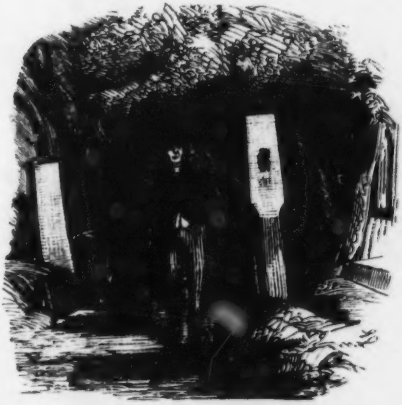
Ich gewahrte noch immer kein Licht, vernahm noch immer keinen

Laut. Dennoch war ich nicht weit mehr von den Bäumen, unter denen ich das Haus vermuthete.

Das mußte eine sonderbare Hochzeit sein, die hier gefeiert werden sollte, oder schon gefeiert wurde. Es konnte Einen, auf dem Kirchhofe zwischen den Gräbern, in der Stille und Dunkelheit des späten Abends, kalt dabei überlaufen.

Ich sah nach meiner Uhr; es war beinahe halb zehn. Der mannigfache Aufenthalt hatte mich verspätet.

Nach einigen Schritten weiter sah ich endlich Licht. Es war vor mir unter jenen hohen Bäumen. Dort war also wirklich ein Haus.



Ich setzte meinen Weg fort und kam dem Lichte näher; ich unterschied die Umrisse eines Hauses. Es war von mittlerer Größe und lag unter den Bäumen in einem kleinen Gärtchen, das von einem niedrigen Staket eingeschlossen war. Rosenstöcke, Akazien und Flieder neigten sich an die Mauer in die Fenster hinein.

Im klaren Sonnenschein mußte es reizend sein in diesem Hause des Todtengräbers.

Und warum sollte nicht auch bei Abend eine lustige Hochzeit hier gefeiert werden können? Die Ruhe des Todten wird ja durch das Glück und die Freude der Lebenden nicht zerstört. Sie haben ja auch gelebt und geliebt.

Mitten in dem Staket war ein Pförtchen. Ich faßte es an; es war nur angelehnt.

Aber ich hatte noch einmal stehen bleiben müssen, bevor ich in das Häuschen trat.

Das Licht, das ich gesehen hatte und noch vor mir sah, kam aus dem Fenster eines hohen Erdgeschosses, neben der Hausthür. Es brannte nicht sehr hell, aber ruhig. Eine Festbeleuchtung war nicht da drinnen. Aber Fest und Gäste konnten in dem oberen Stocke sein. Dort waren auch Fenster, und wenn sie auch nicht erleuchtet waren, sie konnten von innen mit dichten Laden verschlossen sein, so daß kein Lichtschimmer hindurchdrang.

Auch Geräusch und Stimmen mochten nicht hindurchdringen können, und darum blieb es noch immer still, vor mir, wie um mich her.

Doch auf einmal hörte ich sprechen im Hause; ich konnte nicht unterscheiden, ob in dem Zimmer, in dem ich das Licht sah, oder unmittelbar hinter der Hausthür, also wahrscheinlich in einem Gange, der sich dort befand.

Es waren mehrere Männerstimmen, die sprachen. Ich unterschied einen kräftigen, derben Baß. Zwei andere Stimmen sprachen weniger laut, aber sehr schnell. Sie waren mir sämmtlich unbekannt.

Es schien mir, als wenn da ein Wortwechsel statt habe.

Und auf einmal glaubte ich die beiden schnell Sprechenden im jüdischen Accent reden zu hören. Ich überzeugte mich bald, daß ich mich nicht irrte.

Auch daß gestritten wurde, war mir bald völlig zweifellos. Der Baß sprach strenger, polterte zuweilen gar, die beiden jüdischen Stimmen schrien laut und lamentirten heftig. Worüber sie stritten, polterten und lamentirten, konnte ich nicht unterscheiden.

Was machten die Juden hier auf dem christlichen Sophienkirchhofe? In dem Hause des Todtengräbers? Zu dieser Stunde? Worüber stritten sie? Mit wem? Ich hörte nur die drei Stimmen.

Waren sie vielleicht gekommen, um noch in der Stunde, in der letzten Minute gar gegen die Trauung Einsprache zu thun? Hatte also

Max Arensberg nicht nur mit zwei Christenmädchen in der Neuen Bergstraße, sondern auch noch mit einer Jüdin, Gott weiß in welcher Straße Berlins, geliebelt? Vielleicht doch noch mit einer häßlichen, alten, reichen, vor der er zuletzt in Angst und Schrecken geflohen war und die ihn jetzt nicht loslassen wollte? Der neue Schwiegervater war es wohl, der ihn gegen die Emissaire der Braut vertheidigen mußte.

Eine angenehme Situation für den neuen Schwiegervater, für den Bräutigam, für die Braut!

Der arme Max Arensberg!

Plötzlich wurde der Streit lauter. Der Baß donnerte, die Juden überschrieen sich. Das konnte die Todten erwecken. Die Gäste da oben mußten es hören.

Aber in demselben Augenblicke wurde die Hausthür aufgerissen.

Himmeldonnerwetter, Ihr verfluchten Juden, wollt Ihr nun hinaus? rief der Baß.

Aber, Herr, er ist ein Jude! schrie der eine Jude.

So gewiß der Gott Abrahams lebt! schrie der Zweite.

Und ich sage Euch, er ist ein Christ, rief der Baß wieder, und ich will es Euch beweisen, Ihr verfluchten Hallunken.

Wie will der Herr das können?

Das kann der Herr nimmer.

Was?

Beide Juden flogen durch die Thür, eine kleine Treppe vor der Thür hinunter, bis mitten in das Gärtchen hinein.

Die Thür wurde hinter ihnen zugeschlagen.

Das war ein sehr überzeugender Beweis, denn er war ein sehr handgreiflicher.

Die beiden Juden mußten auch überzeugt sein.

Awaih, stöhnte der Eine.

Meine Knochen, jammerte der Andere.

Weiter sagten sie nichts.

Aber sie machten sich eilig aus dem Gärtchen, als wenn sie gefürchtet hätten, es möchte eine noch überzeugendere Beweisführung folgen.

Draußen sprachen sie wieder.

Der grobe Kerl!

Das ist ein großes Unglück.

Es ist kein Recht mehr im Lande.

Die Gewalt regiert.

Gegen die armen Juden.

Arm, Schmuel? Gottlob, das Geld haben wir!

Sie verließen den Kirchhof.

Sie waren an mir vorübergeeilt, ohne mich bemerkt zu haben. Ich hatte mich hinter einem Fliederstrauch, der an dem Gartenpförtchen stand, zurückgezogen.

Als sie fort waren, trat ich wieder vor. Ich ging in das Gärtchen, auf das Haus zu.

Es war Alles still darin. Das Licht unten in der Stube war geblieben.

An der kleinen Treppe vor der Hausthür blieb ich stehen. Ich horchte in das Haus hinein, vernahm aber nichts, keinen Laut. Auch in der obern Etage nicht. Waren die Gäste so still da oben?

Waren Gäste da?

Ich zog eine Klingel an der Thür.

Die Thür wurde aufgemacht.

Ein großer, ziemlich ſtarker Mann ſtand vor mir.

Bin ich hier recht, fragte ich ihn, in Nummer funfzehn?

Noch einmal mußte die vielgenannte Nummer erwähnt werden.

Sie ſind hier recht, war die Antwort.

Dieſelbe Baßſtimme antwortete, die ich vorher gehört hatte.

Ich bin hierher eingeladen.

Herr —? Er nannte meinen Stand und Namen.

Ja.

Wir haben ſchon auf Sie gewartet.

Ich habe mich leider verſpätet.

Es ſchadet nicht. Darf ich Sie bitten, näher zu treten?

Das kurze Geſpräch hatte an der Hausthür, in einem geräumigen, aber dunklen Gange ſtattgefunden.

Der Mann öffnete eine Thür links und ließ mich in ein Zimmer eintreten. Es war das nämliche Zimmer, in welchem ich draußen das Licht geſehen hatte. Es war ein einfach möblirtes Gemach. In der Mitte ſtand ein Tiſch, auf dem zwei Wachskerzen brannten.

Wachskerzen in dem Hauſe eines Todtengräbers! Es war ein Luxus, der eine Feier anzeigte.

Die Berliner Todtengräber können wohl einen ſolchen Luxus treiben. Beſonders der auf dem Sophienkirchhofe.

Ich ſah in dem Lichte mir den Mann näher an, der mich hereingeführt hatte.

Es war eine große, ſtattliche Figur, ein kräftiges und doch mildes Geſicht. Er war ſchon alt, gewiß ſchon in den Sechzigern, ſein Haar war grau und ſein großer Schnurrbart ſchneeweiß. Aber Alles an ihm zeigte volle Mannskraft an.

Er war feſtlich gekleidet, in ſchwarzem Frack und weißer Halsbinde. Auf der Bruſt trug er vier oder fünf Orden und Ehrenzeichen, meiſt aus den Feldzügen von 1813 bis 15.

Er mußte der Hausherr ſelbſt, alſo der Todtengräber ſein. Dies beſtätigte ſich auch nachher.

Er mußte aber auch ein „zwölf Jahre gedienter Unteroffizier“ ſein, und auch dies beſtätigte ſich ſpäter.

Aber er war noch Einer von jener erſten, tüchtigen, braven Sorte, deren Bravheit und Treue unerſchütterlich, felſenfeſt iſt, und die nicht vom Regimente weggelooſt zu werden brauchten.

Wie ſeine Kleidung feſtlich war, ſo hatte ſein Geſicht einen feierlichen Ausdruck. Der Streit mit den beiden Juden hatte keine Spur einer Aufregung in ihm zurückgelaſſen.

Nehmen Sie einen Augenblick Platz, ladete er mich ein, indem er auf einen Seſſel zeigte.

Dann verließ er durch eine Seitenthür das Zimmer.

Namen hörte ich ihn ſprechen. Ein paar Männerſtimmen antworteten ihm. Was geſprochen wurde, konnte ich nicht verſtehen. Sie ſprachen Alle in einem leiſen, gedämpften Tone.

Außerdem war kein Laut in dem Hauſe zu vernehmen.

Es wollte mir beinahe etwas unheimlich werden, wie ich ſo allein ſaß in dem Hauſe des Todtengräbers auf dem Sophienkirchhofe, neben mir das gedämpfte Geflüſter, und ſonſt rund umher die Todtenſtille.

Und ich war zu einer Hochzeitsfeier eingeladen.

Nach einigen Minuten kehrte der Todtengräber zurück.

Er ſah noch feierlicher aus. Er hatte weiße Handſchuhe angezogen. In der Hand trug er einen glänzend gebürſteten ſchwarzen Cylinderhut.

Entſchuldigen Sie noch ein paar Augenblicke, ſagte er.

Es wurde mir doch wirklich etwas unheimlich.

War das der Empfang zu einer Hochzeit? Wozu war ich denn in der That eingeladen?

Geradezu fragen konnte ich nicht.

Sie ſind der Hausherr hier? fragte ich.

Ja, der Todtengräber des Sophienkirchhofes.

Kennen Sie meinen Freund Arensberg ſchon lange?

Seit beinahe einem Jahre.

Er hat wohl hier in der Nähe ſeine Wohnung?

Früher. Er wohnte oben in der Straße.

Und jetzt?

Ah! Er kam oft hier auf den Kirchhof. Er liebte es, zwischen den Gräbern und Gebüschen und unter den hohen Birken umherzugehen. So lernte ich ihn kennen. Ich sah, daß es ihm nicht zum Besten ging, und doch war er immer guter Dinge, und er hatte für Alles einen Scherz oder einen lustigen Einfall. Und dabei war er so ehrlich und so gutmüthig. In der letzten Zeit ging es ihm noch schlechter. Ich sah es ihm an. Ich sah auch, was es war; es saß ihm in der Brust. Er wurde täglich hinfälliger, er konnte nicht mehr arbeiten, und ich glaube, er hat sogar hungern müssen. Ich gab es ihm mehrmals zu verstehen, er wollte von nichts wissen, er lachte mich aus. Aber ich konnte es so nicht mehr lassen. Da bat ich ihn dann, er möge hierher in mein Haus ziehen. Anfangs wollte er nicht, aber ich ließ nicht nach. So kam er zu mir.

Und er ist noch bei Ihnen?

Der Mann sah mich etwas verwundert an, als wenn er meine Frage nicht verstehe. Dann glaubte er sie zu verstehen.

Ja, er ist bei mir geblieben, antwortete er.

Und heute —? wollte ich weiter fragen.

Aber in demselben Augenblicke entstand in dem Zimmer nebenan ein Geräusch.

Mehrere langsame und wie es mir schien, schwere Männertritte wurden laut. Eine Thür nach dem Gange wurde geöffnet.

Die Tritte setzten sich nach dem Gange hin in Bewegung.

In diesem wurde etwas niedergelassen.

Alles geschah schweigend.

Der Todtengräber hatte hingehorcht.

Jetzt! sagte er zu mir.

Dann schien er sich auf etwas zu besinnen.

Sie wollten eine Frage an mich richten? sagte er.

Es hatte mich bei den schwerfälligen, schweigsamen Bewegungen da draußen unwillkürlich kalt überlaufen.

Mein Freund hatte mich zu seiner Hochzeit hierher eingeladen, preßte ich hervor.

Zu seiner Hochzeit? rief der Todtengräber.

Aber in demselben Augenblicke verwunderte er sich auch schon nicht mehr.

Ah, ich glaube es; es war seine Art. Nun begreife ich auch seine Anordnungen, seine —

Es wurde draußen leise an die Thür geklopft, die in den Gang führte.

Sie sind fertig, sagte der Todtengräber.

Er öffnete die Thür.

Wir traten in den Gang.

Er war hell erleuchtet.

In seiner Mitte stand ein offener Sarg.

Um den Sarg herum standen acht Sargträger in ihrer feierlichsten Trauerkleidung.

In dem Sarge lag die Leiche meines Freundes Max Arensberg.

Das Gesicht war nicht mehr häßlich; es war so edel!

Er hat ausgelitten, sagte neben mir der Todtengräber.

In den Augen des braven Mannes standen Thränen.

Ich mußte mit ihm weinen.

Deckt jetzt den Sarg zu, sagte er zu den Trägern.

Er hat mich um das Alles so gebeten, sagte er dann zu mir. Sie und ich sollten die Einzigen sein, die ihm zu seiner letzten Ruhe folgten. Beinahe wäre ihm auch noch im Sarge die Ruhe gestört worden. Die Juden behaupteten, er sei noch immer Jude, er sei gar nicht Christ geworden. Sie verlangten seine Leiche heraus, um sie auf ihrem Kirchhofe zu begraben. Aber er hatte mir selbst seinen Taufschein gezeigt, und er hatte immer so seine besondere Freude daran, auf einem christlichen Kirchhofe begraben zu werden.

Der Sarg war zugedeckt.

Die Träger hoben ihn auf.

Sie trugen ihn aus dem Hause.

Der Todtengräber und ich folgten.

Wir folgten bis zu zwei blühenden Akazienbäumen.

Sie standen um ein offenes Grab.

In das Grab wurde der Sarg eingesenkt.

Ich warf still die erste Erdscholle auf ihn.

Er hatte mich zu seiner Hochzeitsfeier eingeladen. War die Stunde, die auch den müden, geplagten, elenden Leib zur ewigen Ruhe brachte, nicht seine Hochzeit? Hatte er noch auf ein anderes Brautbett, als das Grab, hoffen können? — —

Unter den zwei blühenden Akazienbäumen auf dem Sophienkirchhofe zu Berlin ruhet der arme Doctor Max Arensberg. —

Mit ſeinen Träumen, ſeinen Hoffnungen, ſeinem Streben.

Aber auch von ſeinen Leiden, ſeinen Plagen und ſeinem Elende.

Auch von ſeinen Kämpfen mit den Menſchen und der Menſchen mit ihm.

Jude und Chriſt hatten ihn verſtoßen, ſo lange er lebte; um ſeine Leiche ſchlugen ſie ſich.

Um ſeine Leiche! — —

Alte Erinnerungen.

I.

Ein Begnadigungs-Geſuch.

Am 23. October 1813 hatte der hochſelige König Friedrich Wilhelm der Dritte, nach der Schlacht bei Leipzig, ſeinen Einzug in Berlin gehalten.

Durch eine Cabinets-Ordre von demſelben Tage hatte der König eine General-Amneſtie erlaſſen für Alle, welche wegen leichter Vergehen in Unterſuchung ſtanden oder ſchon verurtheilt waren.

Zu den amneſtirten Vergehen gehörten namentlich auch die erſten kleinen gemeinen Diebſtähle.

Zu den, wegen erſten kleinen gemeinen Diebſtahls Verurtheilten gehörte der Pantoffelmachergeſell Liedtke zu Berlin.

Er hatte einem Poſamentiermeiſter ſechs Ellen Band, einige Groſchen werth, aus dem Laden entwendet.

Er hatte die Wegnahme des Bandes nicht leugnen können, wohl aber die diebiſche Abſicht in Abrede geſtellt. Er wollte betrunken geweſen ſein, und in der Betrunkenheit durch Verſehen das Band aus dem Laden mitgenommen haben.

Er war gleichwohl in erſter Inſtanz zu dreißig Peitſchenhieben verurtheilt worden.

Liedtke appellirte an das Kammergericht.

Unterdeß kam jenes königliche Amneſtiedecret. Es traf unzweifelhaft auch den Pantoffelmachergeſellen Liedtke.

Das Criminalgericht hätte die Acten von dem Kammergericht zurück verlangen müssen, um sie ohne weiteres Verfahren bei Seite zu legen. That das Criminalgericht das nicht, so hätte das Kammergericht sie von Amtswegen dem Criminalgericht zurückschicken müssen.

Allein das Criminalgericht vergaß jenes, und das Kammergericht übersah dieses.

Meine Herren, pflegte ein gutmüthiger kurhessischer General entschuldigend zu sagen, wenn ein Offizier ein Versehen gemacht hatte, meine Herren, nehmen wir das nicht so genau; es kann dem Besten passiren, es ist mir sogar so gegangen!

Auch das Criminalgericht und das Kammergericht zu Berlin konnten fehlen.

Das Kammergericht bestätigte einfach das erste Urtheil und schickte es mit den Acten dem Criminalgerichte zurück, um die nunmehr rechtskräftigen dreißig Hiebe an dem Inculpaten zu vollstrecken.

Liedtke wurde zum Criminalgericht vorgeladen, um die Publication des Appellationsurteils anzuhören, und zugleich sofort seine dreißig Hiebe zu empfangen.

Nur das Erste wurde ihm in der Vorladung bekannt gemacht; das Zweite nicht, aus leicht begreiflichen Gründen.

Liedtke erschien im Criminalgerichte.

Er hatte zwar die Vorladung nicht begreifen können, denn er wußte wohl, daß er in die Amnestie mit einbegriffen war. Aber er war doch gekommen. Er sagte auch bei seinem Erscheinen im Gerichte nichts; er wollte doch einmal sehen, was werden würde.

— Liedtke, sagte der Inquirent zu ihm, Euer zweites Urtheil soll Euch publicirt werden.

So, Herr Assessor!

Das erste ist bestätigt.

So, Herr Assessor?

Ihr werdet also jetzt gleich Eure dreißig Hiebe in Empfang nehmen.

Meinen Sie, Herr Assessor?

Ihr werdet sofort abgeführt werden.

Fällt mir nicht ein.

Es geschieht aber.

Hören Sie mal, Herr Assessor, Ihre Vorladung hat mir schon unangenehm berührt.

Es iſt möglich.

Und Ihre jetzige Einladung berührt mir noch unangenehmer.

Am unangenehmſten werden Euch die dreißig Hiebe ſelbſt berühren.

Dieſes weniger, hochgeehrter, Herr Aſſeſſor.

Wieſo?

Sie haben wohl die patriotiſche dreitägige Völkerſchlacht bei Leipzig vergeſſen?

Was?

Und wie darauf Seine Majeſtät der König bei Ihrem Einmarſch in Berlin die hochherzigen Gefühle jedes braven Preußen durch eine allgemeine Amneſtie geehrt haben.

Der Aſſeſſor verfärbte ſich. Das gemachte Verſehen, das freilich „dem Beſten hätte paſſiren können," wurde ihm klar.

Aber er war ein gewandter Inquirent, und wußte ſich ſchnell zu faſſen und ſchnell zu helfen.

Es thut mir leid für Euch, Liedtke. Das Kammergericht hat noch nach dem Erſcheinen der Allerhöchſten Amneſtieordre das zweite, beſtätigende Erkenntniß abgefaßt. Es hat alſo angenommen, daß die Ordre auf Euch nicht paßt.

Aber das iſt ja Unrecht, Herr Aſſeſſor, ſagte Liedtke.

Der Aſſeſſor zuckte die Achſeln.

Das Criminalgericht iſt die untergebene, das Kammergericht die vorgeſetzte Behörde.

Herr Aſſeſſor, darunter kann aber ein hochherziger Preußiſcher Unterthan nicht leiden.

Lieber Liedtke, ich will Euch einen Rath geben.

Laſſen Sie ihn hören, Herr Aſſeſſor.

Das Urtheil des Kammergerichts iſt rechtskräftig.

Das nennen Sie rechtskräftig?

Keine Behörde kann es mehr aufheben; auch das Kammergericht ſelbſt nicht.

Dieſes Letztere glaube ich gern.

Es bleibt Euch alſo nur die Allerhöchſte Gnade Seiner Majeſtät des Königs.

Eben die will ich ja auch nur, Herr Aſſeſſor.

Aber Ihr müßt noch ein beſonderes Begnadigungsgeſuch einreichen. Ihr habt ja doch immer behauptet, daß Ihr unſchuldig ſeid.

Liedtke besann sich. Dann sagte er:

Hören Sie, Herr Assessor, Ihnen zu Gefallen will ich es thun.

Dem Assessor fiel ein Stein vom Herzen. Er wußte wohl, in welche unauflösliche Verwirrungen und Verlegenheiten Criminalgericht und Kammergericht kommen müßten, wenn Liedtke kein besonderes Begnadigungsgesuch einreichte.

Ich will es hier gleich zu Protokoll nehmen, erbot er sich.

Aber das lehnte Liedtke stolz ab.

Sparen Sie sich die Mühe, Herr Assessor. Ich bin ein Berliner Kind und habe Bildung genossen. Und ein patriotischer Preußischer Unterthan darf selbst an seinen König schreiben. Das Begnadigungsgesuch werde ich selbst machen.

Aber bald, Liedtke.

Noch Heute, Herr Assessor.

Damit ging er.

Am andern Tage traf sein Begnadigungsgesuch im Königlichen Cabinet ein.

Es lautete wörtlich:

Wohlaffectionirter, bester Herr König!

Ihro Excellenz werden mich meine Bitte gewiß nicht abschläglich abschlagen, denn ich bin der Pantoffelmacher-Gesell Liedtke und ich bin um nichts und wieder nichts in's Loch gestochen, weil ich gestohlen; dieses ist aber nicht wahr. Ich habe von dem Posamentiermeister Meister S— 6 Ellen Band entfernt aus Betrunkenheit, weil ich der Zeit betrunken, und mich nicht mächtig.

Diesen Diebstahl, so ich als redlicher Mann unternommen, kann ich nicht so mit ansehen. Ich habe 17 Tage in dem mörderlichsten Kerker geschmachtet, daß mich das Fleisch von die Rippen gefallen, und es einen Hund hätte rühren mögen, geschweige meinen grundgütigen König und Herrn. Nun sie mich gedemüthigt, sind sie auf das Cremanal noch nicht content, nein, sie decretiren mich noch wegen meiner unschuldigen Leiden von wegen des gestohlenen Packetchens 30 Hiebe. Dieß ist mich zu viel, und verlang' ich gar nichts, wie mich bei meiner Unschuldigkeit zukömmt. Euer Majestät wollen doch keinen Bürger zu nahe treten, der unschuldig leidet, und aus Versehen gestohlen, weil er betrunken.

Ergebt also meine allergnädigste Bitte, mir, wegen Euer Königlichen Geliebten Einmarsch vom 23. October dieses Monats von aller Spitzbüberei frei zu halten, wie mein allergnädigster König auch an anderen Canaillen verübt haben.

In allergnädigster Erwartung von Erhörung bin in Demuth

Ihro Ihro

Der Pantoffelmacher
Gesell Liedtke.

Er wurde begnadigt.

II.

Kennt Ihr die Geschichte vom Schwanenwirth? Es ist keine Volkssage, aber eine Anekdote.

Der Schwanenwirth war der Wirth „Zum Schwane" in einer Residenz.

Bei ihm kehrte eines Tages ein Fremder ein, der weit hergekommen zu sein schien.

Der Schwanenwirth war ein neugieriger Mann. Er mußte auf ein Haar wissen, nicht nur wie die Fremden heißen, die bei ihm einkehrten, und woher sie seien, sondern auch, was sie in der Residenz wollten.

Früher waren freilich die meisten Wirthe so neugierig, und das war gut. Denn seitdem sie es nicht mehr sind, hat natürlich die Polizei neugieriger werden müssen, und die Polizei kostet dem Lande viel Geld, mehr als alle Wirthe der Welt zusammen.

Woher des Weges, Landsmann? fragte der Wirth den Fremden.

Der Fremde nannte eine der entferntesten Provinzen des Landes.

Und wes Gewerbes?

Müller.

Und was wollt Ihr hier?

Da wurde der Müller geschwätzig. Wessen das Herz voll ist, dessen geht der Mund über. Und der Müller hatte das Herz sehr voll.

I hob da ei Mühl in mei Heimath. Und von der Mühl muß i holt ei Abgab gebe an den Staat, und da soll i sitzt das Doppelt

gehe, verlange die Beamte von mir, und das will i holt nit; denn es ist Betrügerei und i will mei Recht.

Und da?

Und da bin i denn in die Residenz kumme, und will zu unserem allergnädigsten Landesherrn und dem mei Sach' vorstelle und um mei Recht supplicir'.

Also zum Fürsten wollt Ihr?

Ja, das will i.

Und dem selbst Eure Sache vortragen?

I werd' ihm schon Alles sagen.

Und dann meint Ihr Recht zu bekommen?

Gewiß. Der Herr ist ei gerechter Herr, dafür ist er bekannt im ganzen Land, auch bei uns.

Ja, das ist er.

Und er läßt auch die Menschheit zu sich komme.

Es hat Jeder Zutritt zu ihm.

Und er läßt die Leut' ausspreche.

Auch das. Aber dann —

Nun, was dann?

Hört, Mann, ich muß Euch etwas sagen. Den weiten Weg hierher hättet Ihr Euch sparen können.

Was? Was?

Ich will Euch erzählen, wie's Euch ergehen wird.

Na, da wär i neugierig.

Der Fürst wird Euch vor sich lassen. Er wird Euch auch ruhig anhören, und Euch aussprechen lassen, Alles, was Ihr auf dem Herzen habt. Aber wenn Ihr dann fertig seid, dann wird er Euch fragen: Haben's schriftlich? Und wenn Ihr es nun schriftlich bei Euch habt — Habt Ihr das wirklich Mann?

Ja, i hab', antwortete der Müller. Eine hübsche Schrift. Sie kostet mir schweres Geld; der beste Advokat des Landes hat sie mir gemacht.

Schön. Dann werdet Ihr also dem Herrn antworten: Ja, oder zu Befehl, i hab's schriftlich.

Und dann wird er sagen: Geben's her.

Und dann werdet Ihr ihm die Schrift geben.

Und dann wird er sagen: Können jetzt gehen, sollen Bescheid haben.

Und dann werdet Ihr nach ſechs Wochen einen Beſcheid bekommen und es wird Alles beim Alten bleiben.

Was? Was? rief der Bauer wieder.

Wie kann es anders ſein? Der Fürſt meint es gut. Und weil er ſelbſt ehrlich iſt, ſo glaubt er, alle Leute ſeien ehrlich, auch ſeine Beamten, und ſo müſſen denn die Beamten ſelbſt über die Beſchwerden der armen Unterthanen berichten, oder wohl gar ſelbſt den Beſcheid geben. Und was da herauskommt, könnt Ihr Euch denken. Wer ſich ſeine Naſe abſchneidet, der ſchändet ſein eigen Angeſicht, und das thut Keiner gern.

Der Müller war nachdenklich geworden.

Aber der Menſch iſt ein Egoiſt und ein Narr, und er antwortete dem Schwanenwirth:

Mag der gnädige Herr es mit Andern ſo mache, mei Sach iſt ganz klar, und i werd mei Recht ſchon bekomme.

Damit ging er zum fürſtlichen Schloſſe.

Es war die Stunde der Audienz bei dem Fürſten, und der Fürſt ließ Jeden vorkommen, der ihm etwas vortragen wollte.

Der Müller wurde vorgelaſſen.

Er trug „ſei Sach" vor.

Der Fürſt hörte ihn an, ohne ihn auch nur ein einziges Mal zu unterbrechen, mit einer Aufmerkſamkeit, die nicht die geringſte Ungeduld zeigte.

Dem Müller lachte das Herz im Leibe.

Der einfältige Schwanenwirth! dachte er bei ſich.

Er war fertig. Das Herz klopfte ihm im Leibe vor Erwartung deſſen, was der Fürſt nun ſagen werde.

Da fragte der Herr:

Haben's ſchriftlich bei ſich?

Dem Müller wurde es etwas unbehaglich.

Zu Befehl, gnädigſter Herr.

Geben's her.

Dem Müller fielen alle ſeine Nüſſe ab.

Er langte ſeine Schrift aus der Taſche hervor und überreichte ſie dem Fürſten.

Sollen Beſcheid haben; können jetzt gehen!

Da war es mit dem Müller aus.

Hat der Schwanenwirth doch Recht gehabt! rief er laut und jammervoll, und er wollte gehen.

Aber er wurde zurückgehalten.

Was reden's da vom Schwanenwirth?

O, nichts, nichts.

Was hat der Schwanenwirth zu Ihm gesagt? Ich will es wissen.

Der Müller mußte damit heraus.

Der Schwanenwirth hat mir holt vorhergesagt, Euer Gnaden würden mich ruhig anhören und dann sagen: Geben's her. Und dann: Sollen Bescheid haben. Und dann würde holt Alles beim Alten bleiben.

Das hat der Schwanenwirth gesagt?

Das hat er mir gesagt Wort für Wort.

Aber da soll der Schwanenwirth Unrecht haben. Tragen's Ihre Sache noch einmal vor.

Der Müller mußte seine Sache noch einmal vortragen; der Fürst hörte ihn diesmal mit einer sehr lebhaften Aufmerksamkeit an und sagte dann:

Kommen's morgen wieder.

Und als der Müller am andern Tage wieder kam, war es nicht beim Alten geblieben; er bekam sein Recht, und der Schwanenwirth hatte Unrecht.

III.

Bei dem ehemaligen Reichskammergerichte zu Wetzlar, dem höchsten Gerichte des weiland deutschen Reiches, das über Fürsten und Könige zu Gerichte saß, verstand man in eigenthümlicher Art auch zu votiren.

Es war eines Tages ein sehr schleuniges Arrestgesuch gegen einen regierenden deutschen Fürsten eingegangen. Bis zu der nächsten Sitzung des Gerichts konnte das Gesuch nicht liegen bleiben. Der Präsident ließ es also per circulum gehen, wie ein technischer bureaukratischer Ausdruck, wenigstens in Preußen, sagt, d. h. er trug einem Rathe (beim Reichskammergerichte hießen sie gesetzlich Assessoren) auf, sein Votum schriftlich auf das Gesuch zu setzen, mit welchem Votum der Bote sodann der Reihe nach zu den sämmtlichen übrigen Räthen gehen

mußte, die darunter zu ſchreiben hatten, ob ſie der Anſicht jenes erſten Rathes ſeien, oder welche rechtliche Meinung ſie ſonſt hätten.

Der Präſident hatte das Arreſtgeſuch dem jüngſten Rathe des Gerichts zum erſten Votiren zugeſtellt. Deſſen Frau lag gerade im Kreiſen; dies, und daß er dadurch verhindert ſei, ſchrieb er daher raſch unter das Geſuch, das er dem Boten zurückgab. Der Bote ging darauf mit dem Geſuche weiter zu allen funfzig Reichskammergerichtsräthen, damit dieſe ihr Votum zuſchrieben, und brachte es dann dem Präſidenten zurück.

Als dieſer es nun wieder öffnete, las er:

„Da meine Frau augenblicklich in Kindesnöthen liegt, ſo bin ich leider verhindert, die Sache gründlich durchzuſehen und mein Votum abzugeben.

Das hatte jener jüngſte Rath geſchrieben.

Darunter hatten die ſämmtlichen anderen neunundvierzig Räthe Mann für Mann geſchrieben.

Wie mein Herr Vorgänger.

Das ganze Kammergericht des heiligen Römiſchen Reichs Deutſcher Nation in Kindesnöthen?

Nein.

Die Herren hatten ſich nicht einmal die Mühe gegeben, nachzuſehen, ob auch ein Votum da ſei, dem ſie beitraten.

IV.

Zu dem berühmten Profeſſor Buttmann in Berlin kam der Doctor N., ein Arzt, mit deſſen Praxis es nicht recht gehen wollte.

Herr Profeſſor, ich hätte eine recht große Bitte an Sie.

Die wäre?

Von meiner ärztlichen Praxis allein kann ich nicht leben.

So?

Da wollte ich ein Bad anlegen.

Und dafür haben Sie eine Bitte an mich?

Eine recht dringende.

Ich bin neugierig.

Der Berliner iſt ein eigener Schlag Menſchen.

O ja.

Wenn man ihm etwas Gewöhnliches als Gewöhnliches bietet, ſo kümmert er ſich nicht darum.

Das iſt auch anderswo ſo.

Und da nun habituelle Leidesverſtopfungen noch nicht Mode ſind, ſo wollte ich Sie um eine pikante Aufſchrift für meine neue Badeanſtalt bitten.

Ach, ach!

Nicht Deutſch; das wäre ordinair.

Ja, ja.

Auch nicht Griechiſch; das verſteht außer den wenigen Stubengelehrten Niemand.

Sehr wahr.

Aber Lateiniſch, das verſtehen ſchon mehr Leute, und jeder Narr will es verſtehen.

Das zieht alſo die Leute an, meinen Sie?

So meinte ich.

Der alte Buttmann hatte ſich ſchon beſonnen.

Er nahm ein Blättchen Papier und ſchrieb einige Buchſtaben darauf.

Hier!

Es waren nur drei lateiniſche Buchſtaben.

B A D.

Der Doctor wurde ärgerlich.

Da würden die Leute mich ja auslachen.

Wie ſo?

Das heißt ja nichts anders als „Bad".

Aber der alte Buttmann ſagte:

Das heißt: Balneum alet doctorem. —

Die Geſchichte ſchweigt darüber, ob der Doctor die Inſchrift genommen, und ob ſie oder das Bad den Arzt ernährt hat.

V.

In vormärzlicher Zeit durfte in Wien in Schiller's „Cabale und Liebe" Ferdinand nicht der Sohn, ſondern nur der Neffe des Miniſters ſein. Daß ein Miniſter einen Sohn mit ſolchen gefährlichen Grundſätzen haben könne, das wäre ſtaatsgefährlich. Daß der Neffe

eines Miniſters ein ungerathener Burſch iſt, kann wohl mal vorkommen, obwohl es freilich immer ein Unglück für das Land iſt.

Gewiß!

Nun begab es ſich einmal, daß ein fremder Künſtler in Wien Gaſtrollen gab, darunter auch beſagter Ferdinand.

Er wurde von der Sachlage in Kenntniß geſetzt, und es wurde ihm auf das Strengſte eingeprägt, zu dem Miniſter nicht Vater, ſondern Onkel zu ſagen.

Anfangs ging es gut. Aber als der Mann ſpäter im Laufe des Stücks mehr und mehr in Eifer gerieth, vergaß er ſich und er ſagte Vater ſtatt Onkel.

Auf einmal erſchien ein Polizei-Commiſſarius bei ihm hinter den Couliſſen, und erklärte ihm ſehr gemeſſen:

Mein Herr, wenn Sie noch einmal Vater ſtatt Onkel ſagen, ſo werde ich Sie in demſelben Augenblicke zum Gefängniſſe abführen.

Gleich darauf hatte er zu ſagen:

Vater im Himmel —

In ſeinem Schreck rief er:

Onkel im Himmel! —

Seitdem darf, wie ich glaube, in Wien der Miniſter in Schiller's „Cabale und Liebe" nicht mehr Miniſter ſein. Oder ob das Stück gar nicht mehr gegeben wird.

Es mag auch ſein.

VI.

Der alte Fritz hielt auf einer der gewöhnlichen jährlichen Provinzrevuen ein Manöver ab.

Es ging nicht zum Beſten, und der König war ſehr böſer Laune.

Zuletzt machte eine Escadron Huſaren noch einen völlig falſchen Ausfall.

Der König konnte ſeinen Zorn nicht mehr bemeiſtern.

Seinen Krückſtock, den er bekanntlich auch auf dem Pferde nicht aus der Hand ließ, drohend emporgehoben, jagte er auf den Rittmeiſter der Escadron zu.

Der Rittmeiſter ſah den König mit dem zornigen Geſichte, mit

dem drohend aufgehobenen Arme, mit dem drohend geschwungenen Krückstock auf sich losprengen.

Dieser Krückstock hatte schon einmal in der zornigen Hand des Königs dem Präsidenten und den Räthen der Regierung zu Frankfurt a. d. O. eine ziemliche Portion Zähne aus dem Munde geschlagen.

Der Rittmeister wollte den Stock, auch den Krückstock seines Königs, nicht einmal auf seinem Rücken fühlen.

Er gab seinem Pferde die Sporen und jagte davon.

Der zornige König sprengte hinter ihm her.

Aber der Rittmeister war jünger und gewandter als der alte Fritz, und sein Pferd war schneller, als das des Königs.

Der König holte ihn nicht ein und mußte unverrichteter Sache zurückreiten.

Am andern Morgen sollte, wie gewöhnlich, die Revue mit einer großen Parade geschlossen werden.

Vor der Parade kam der commandirende General zum König, um den Rappert abzustatten und die Befehle des Königs zu empfangen.

Nachdem er die allgemeinen Sachen gemeldet hatte, sagte er:

Und nun habe ich Eurer Majestät noch eine sehr unangenehme Sache vorzutragen.

Lasse Er hören.

Der Rittmeister von —

Ach, derselbe, der gestern mit seiner Schwadron den dummen Streich machte!

Es war gestern ein Unglückstag, Majestät.

Ja, ja. Nun, was will Sein Rittmeister?

Er bittet Eure Majestät um seinen Abschied.

So, so!

Er ist einer der bravsten und tüchtigsten Officiere der Armee. Sein Ausscheiden ist ein großer Verlust.

Und warum will der Mann seinen Abschied?

Er wollte mir den Grund nicht mittheilen, aber er sagt, er könne seit gestern mit Ehren nicht mehr dienen.

Ach so! Also der Mann ist ein braver Offizier?

Einer der bravsten.

Befehle Er dem Rittmeister, auf der Parade zu sein.

Er wird da sein.

Der General ging.

Die Parade wurde abgehalten.

Als der König an die Schwadron des Rittmeisters und bei diesem selbst ankam, hielt er sein Pferd an.

Hinter ihm hielt sein ganzer Generalstab.

Und laut, daß die ganze Umgebung es hören konnte, sagte der König zu dem Rittmeister:

Rittmeister von —, ich habe Ihn zum Major ernannt. Ich wollte es ihm gestern selber sagen, aber Er war mir zu geschwind.

Der neue Major nahm seinen Abschied nicht.

Druck von A. Gensch in Berlin.